

Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e.V.

TOP 21

Seminar für Volkskunde
der Universität Kiel

Jan. 22 026

I 448/2150

Berichte der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.
11. Jahrgang August 2001

Top ist ein Mitteilungsheft der GVSH und berichtet über die Arbeit von Vorstand, Beirat, Arbeitskreisen und Mitgliedern.

Alle mit Namen gezeichneten Beiträge von Mitarbeitern und Lesern sowie Anzeigen geben die Meinung der jeweiligen Autoren und nicht die Meinung der Redaktion oder der Gesellschaft wieder.

Wir möchten alle, die sich mit volkkundlichen, kultur-, sozial- und alltagsgeschichtlichen Fragen beschäftigen, motivieren, von ihrer Arbeit zu berichten. Beiträge für TOP sind jederzeit willkommen. Auswahl und Kürzung behält sich die Redaktion vor. Typoskripte oder besser Disketten (in allen Formaten) bitte an:

Dr. Nils Hansen, c/o Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Universität Kiel, Olshausenstr. 40, 24098 Kiel, Tel. (0431) 880-3179 • Fax (0431) 880-1705, e-mail: hansen@volkskunde.uni-kiel.de

Redaktionsschluss für das nächste Heft ist der **31. Oktober 2001**

Titelbild: Werbung für Stallungen und Geräte zur rentablen Geflügelhaltung, 1929. Aus: Ute Hinrichsen, Dörrobst und Kartoffelkiste. Großbarkau 2000.

TOP 21/2001
Herausgeberin: Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.
Redaktion für dieses Heft: Renko Buß M.A., Dr. Nils Hansen, Nina Hennig M.A., Ute Hinrichsen M.A., Jochen Storjohann, Dr. Doris Tillmann
EDV-Layout: Katja Nawroth
Geschäftsstelle der GVSH: Jochen Storjohann, Barmisser Weg 3, 24245 Großbarkau, Tel.: 04302-279; Fax: 04302-9439

Bankverbindung der GVSH: Sparkasse Mittelholstein AG Rendsburg
Konto Nr.: 13 796 (BLZ: 214 500 00)

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze

- Dörte Anton*, Studentisches Wohnen – eine exemplarische Vergleichsstudie zwischen Kiel und Lissabon 4
Renko Buß, Eutiner Zinn im Ostholstein-Museum Eutin 21

Berichte und Mitteilungen

- Doris Tillmann*, Tagung der GVSH zum Thema Volkskunde und Denkmalpflege 33
Hans-Joachim Koll, Ein Zeitzeugenbericht über landwirtschaftliche Wanderarbeiter auf Fehmarn in den 1920er Jahren 35
Silke Göttisch, Komplexe Welt und kulturelle Ordnungssysteme - Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 39
Uwe Claassen, 100 Jahre Altonaer Museum 41
Ute Hinrichsen, „Dörrobst und Kartoffelkiste“ - Bericht über eine Wanderausstellung zum Thema „Vorratshaltung“ in Plön, Unewatt, Molfsee und Hohenwestedt 48
Heinrich Jäger, Hinrich Hinrichsen - ein Maler in Angeln und seine Höfe-Bilder 53
Uwe Claassen, Die Raths-Apotheke zu Lauenburg im Altonaer Museum 55

- Buchbesprechungen 57

Studentisches Wohnen – eine exemplarische Vergleichsstudie zwischen Kiel und Lissabon

Dörte Anton

1 Einleitung

Im Rahmen des Hauptseminars „Wohnen: Formen, Stile und Konzepte“ am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde der CAU Kiel im Sommersemester 1999 bei Frau Prof. Dr. Silke Götsch schlossen sich vier Studenten und Studentinnen zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammen, um das „Wohnen“ von Studierenden in einer Fallstudie zu untersuchen. Dieses sollte mit Hilfe einer empirischen Untersuchung geschehen. Dabei waren nicht nur schriftliche Materialien, z. B. ein Fragebogen, sondern auch andere Quellen heranzuziehen, um praktische Erfahrungen in der Anwendung empirischer Methoden in der Feldforschung und deren Analyse zu gewinnen. Da es zu dem Thema „Studentisches Wohnen“ keine Literatur gibt, war die Feldforschung in der Tat die einzige Möglichkeit, aussagekräftiges Material zu diesem Thema zu sammeln.

Außer einem Fragebogen wurden umfangreiches Fotomaterial und Videos erstellt sowie qualitative Interviews durchgeführt. Noch innerhalb des Seminars mußten bereits nach zwei Monaten die ersten Ergebnisse präsentiert werden, so daß der zeitliche Rahmen für die Untersuchung relativ eng war. Nach dieser Präsentation blieb dann noch Zeit für die schriftliche Niederlegung der Ergebnisse. Unterdessen hatte ich die Möglichkeit, im Rahmen eines Stipendiums nach Lissabon zu gehen, um dort einen Sommerkurs zu besuchen und anschließend ein ganzes Studienjahr dort zu absolvieren. So hatte ich die Gelegenheit, das Studentenleben in Portugal und eine andere Universität, ein anderes Land, andere Mentalitäten aus nächster Nähe ein Jahr lang zu erleben. Schnell wurde mir bewußt, daß Student sein in Portugal etwas anderes ist, als Studentendasein in Deutschland, und das schlägt sich nicht zuletzt in der Art nieder, in der die Studierenden hier und im Gegensatz dazu in Deutschland leben bzw. wohnen. Wenn letztlich das ursprüngliche Ziel meiner Seminararbeit in Deutschland sein sollte, zu untersuchen, ob es eine typisch studentische Wohnweise in Deutschland gibt, setzte ich mir nun in Lissabon ein neues Ziel. Ich wollte mit einer vergleichenden Untersuchung feststellen, ob es eine unterschiedliche Wohnweise der Studierenden in Kiel und in Lissabon gibt bzw. Unterschiede in dem, was man als charakteristisch bezeichnen kann. Deshalb ergänzte ich die Arbeitsergebnisse der Feldforschung in Kiel mit ei-

ner eigenen Feldforschung in Lissabon und analysierte die Ergebnisse komparativ. Die vergleichende Analyse möchte ich nun anschließend darstellen. Dabei werde ich nach der Vorstellung meiner Forschungsmethoden und -erfahrungen eine Einführung in Portugals gegenwärtige Lage und wirtschaftliche Situation geben, um der mit diesem Land nicht vertrauten Leserschaft einen besseren Einblick zu ermöglichen. Gleichzeitig ist dies Grundlage zum leichteren Verständnis der Ergebnisse und Schlußfolgerungen meiner Untersuchung, die sich daran anschließen werden.

2 Volkskundliche Feldforschung und wissenschaftliche Objektivität

In Lissabon konnte ich nicht aus so umfangreichen Arbeitsmethoden schöpfen wie in Deutschland. Im Gegensatz zu meinen deutschen Kommilitonen und Kommilitoninnen zeigen die portugiesischen Studenten ihr Zuhause nicht gern neugierigen Blicken. Man lebt in der Regel mehr auf der Straße, an der Uni und in Cafés und lädt selten zu sich nach Hause ein. Wenn das passiert, ist das schon ein außerordentlicher Vertrauensbeweis. Außerdem gibt es dafür auch ganz praktische Gründe: Viele meiner Kommilitonen und Kommilitoninnen teilen sich ihr Zimmer mit einem Freund oder einer Freundin oder wohnen in einem Zimmer zur Untermiete und haben dort nicht die Möglichkeit, Besuch zu empfangen. Um niemanden in Verlegenheit zu bringen, habe ich deswegen darauf verzichtet, Fotomaterial zu sammeln und mich auf eine Fragebogen-Untersuchung beschränkt. Dafür habe ich den in Kiel entworfenen Fragebogen übersetzt und etwas modifiziert.

Meine eigenen Erfahrungen während meines Auslandsstudienaufenthaltes fließen als teilnehmende Beobachtung mit in die Beschreibungen ein. Sie mögen dem Vorwurf ausgesetzt sein, durch die persönliche Einstellung der Verfasserin verfälscht zu sein. Trotzdem sind sie durchaus wertvoll, denn sie sind als meine individuelle Wahrnehmung geschildert, nicht verallgemeinert. Sie veranschaulichen die Ergebnisse der Befragung¹. Letztendlich besitzen sie in meinen Augen Objektivität, weil ich meine Rolle als Feldforscherin einfließen lasse und persönliche Werturteile usw. außen vor lasse und mich auf die Beschreibung gesehener bzw.

¹ Zur teilnehmenden Beobachtung als volkskundliche Methode der Feldforschung vgl. Rolf W. Brednich (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 2. Aufl. Berlin 1994, S. 90. Die wissenschaftliche Bewertbarkeit der Beobachtung als Forschungsmethode ist nach wie vor umstritten. Auf der einen Seite wird sie ob ihrer Subjektivität stark kritisiert. Andererseits liefert sie doch brauchbare, wissenschaftliche Ergebnisse, wenn diese relativierend geschildert werden, d. h. mögliche Störfaktoren bzw. Begleitumstände mit in die Analyse einbezogen werden.

gelebter Zustände bzw. Erfahrungen beschränke, die objektiv vorhanden waren. Weiterhin wird in vielen Feldforschungen auch das Rollenspiel zwischen Forscher und Erforschten als schwierig beschrieben. In meinem Fall kam es nicht zu einem Konflikt mit meiner erforschten Gruppe. Durch den Verzicht, in die Wohnräume der Erforschten einzudringen, ging ich möglichen Konflikten schon im voraus aus dem Weg. Alle beteiligten Personen wußten außerdem von meiner Materialsuche, so daß ein gewisses Vertrauensverhältnis hergestellt war. Mir war durch meine Position als Studentin in Lissabon die Möglichkeit gegeben, Einblicke zu gewinnen, die anderen verborgen bleiben, die sich vorübergehend in dem Land aufhalten, ohne am Studentenleben teilzuhaben. Nach Brednich ist der Erfolg einer Beobachtung als wissenschaftliche Forschungsmethode immer abhängig vom Grad der Partizipation².

Andererseits wird durch die Person des Forschers die Beobachtung subjektiv und verfälscht. Eine wissenschaftliche Arbeit ist immer das Produkt einer Person, deren Persönlichkeit in jede Form der Präsentation mit einfließt. Betrachten wir unter diesem Aspekt diese und auch andere Arbeiten, können wir so zu einer größeren Objektivität gelangen. Denn in der Relativierung und Kontextualisierung der Ergebnisse liegt erst ihre wissenschaftliche Objektivität. Auch für archivalische Quellen und Sekundärliteratur gilt, daß wir unser Wissen erst erweitern können, wenn wir verstehen, daß das, was wir lesen, immer aus einer bestimmten Zeit, bestimmten Umständen heraus entstanden ist. Ebenso ist das Foto- und Filmmaterial jeweils ein durch den Ersteller beliebig gewählter Ausschnitt einer Realität, der ein durch die persönliche Wahl des Produzenten verändertes bzw. eingeschränktes Bild wiedergibt.

3 Portugals Entwicklung in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts Politik und Wirtschaft

Wichtigster Einschnitt in der Geschichte dieses Landes im 20. Jahrhundert war der 25. April 1974, der Tag der Nelkenrevolution, an dem sich das Land aus der zu dem Zeitpunkt schon bald 50 Jahre andauernden totalitären Regierung des Diktators Oliveira Martins de Salazar befreite. Auslöser der Revolution waren nicht in dem Land selber entstandene Mißstände, sondern Portugals Bestehen auf seiner Kolonialpolitik trotz der nicht zu gewinnenden Kriege in Angola und Mozambik.

Die Wirtschaftspolitik Salazars hatte es zwar geschafft, den Staatshaushalt aus der Misere zu ziehen. Die Lage des Volkes im Lande dagegen war desolat. Als rei-

ner Agrarstaat war das Land abhängig von Wind und Wetter, das aber nicht die für eine gute Versorgung des Landes notwendige Beständigkeit bewies. Der Süden des Landes, die Kornkammer, wurde immer wieder von jahrelangen Dürrekatastrophen heimgesucht. Außerdem herrschte dort die Wirtschaftsform des Großgrundbesitzes vor, die zu sozialen Konflikten führte. Die schlecht entlohnten Arbeiter wurden, wenn sie bessere Arbeitsbedingungen forderten, erst gar nicht eingestellt, und das Getreide wurde auf den Feldern einfach den Vögeln überlassen. Das wiederum führte zu Hungerkatastrophen, weil nicht genügend Getreide vorhanden war, um die Bevölkerung zu ernähren. Im Norden dagegen hatten sich die Gehöfte durch Erbteilung in so kleine Einheiten unterteilt, daß sie - wenn überhaupt - gerade zur Selbstversorgung der Familien ausreichten. Die kinderreichen Familien des Nordens konnten ihren Kindern auch keine Zukunft mehr bieten. Es war nicht möglich, die Parzellen weiter zu teilen, so daß außer dem erstgeborenen Sohn, der den Hof des Vaters noch übernehmen konnte, die restlichen Kinder nur abwandern bzw. auswandern konnten.

Die Rückständigkeit, die dadurch in der portugiesischen Landwirtschaft entstand, und die hohe Emigrationszahl (3 von 10 Millionen Portugiesen leben heute im Ausland) konnten bis heute nicht aufgeholt werden. Das Hinterland ist teils dramatisch entvölkert, die Landwirtschaft arbeitet mit primitivsten Mitteln, was zum Teil auch mit der Notwendigkeit des Terrassenanbaus zusammenhängt. Das Gefälle zwischen Stadt und Land ist immens. Ein Bonmot besagt: „Portugal ist Lissabon, der Rest ist Landschaft.“

Wichtigster Einschnitt in der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes seit dem Ende der Salazar-Diktatur war der Anschluß an die EU, der 1986 erfolgte. Seitdem gilt Portugal als „Musterknabe“ des Fortschritts innerhalb der Europäischen Union mit einem jährlichen Wirtschaftswachstum von über 3 %. Die EU steckt außerdem viele Fördermittel in das Land, die vor allen Dingen für Investitionen im Bereich der Infrastruktur, der Landwirtschaft und der Förderung des Tourismus ausgegeben werden. Nur durch diese Entwicklungen in jüngster Zeit, d. h. in den letzten 25 Jahren, hat Portugal Anschluß an Europa in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht bekommen (abgesehen von der Emigrantantenbewegung nach Europa in den 1950er und 1960er Jahren) und einen seit langem nicht gekannten Aufschwung erlebt, obwohl es nach wie vor das „Armenhaus“ der EU bleibt³.

³ Dietrich Briesemeister/Axel Schönberger (Hg.): Portugal heute. Frankfurt/M. 1997, S. 50 ff.

² Vgl. Brednich (Hg.) 1994, wie Anm. 1, S. 90.

Bildungspolitik

Salazar war ein Förderer der Universitäten, was man heute auf den ersten Blick erkennt, wenn man sich die Universität von Lissabon ansieht, deren Gebäude fast ausnahmslos aus der Zeit seiner Diktatur stammen. Ebenso wurden die Gebäude des neuen Teils der renommierten Universität von Coimbra noch während der Regierungszeit Salazars an der Stelle der historischen Gebäude errichtet. Jedoch gab es bis 1974 außer in Porto, Lissabon, Coimbra und Evora im ganzen Land keine weiteren Universitäten. Erst danach wurden auch in den Distrikthauptstädten Universitäten gegründet, so daß Portugal jetzt 74 Universitäten auf dem Festland besitzt. Die Volksschulpflicht betrug bis zum Ende des „Estado Novo“ - so hieß das Salazar-Regime offiziell - nur vier Jahre. Dabei konnten viele Kinder dieser Volksschulpflicht nicht nachkommen, denn entweder waren die Anfahrtswege zu lang, oder die Kinder waren bei den Arbeiten in Haus und Hof unentbehrlich. Dementsprechend hoch ist die Analphabetenrate in Portugal heute noch. Eine Universitätslaufbahn gilt nach wie vor als etwas besonderes und als Grundstein für eine erfolgreiche und finanziell abgesicherte Zukunft. Wer einen Universitätsabschluß hat, wird in der Regel förmlich mit „Sr. Doutor“ bzw. „Sra. Doutora“ oder mit „Sr. Engenheiro“ bzw. „Sra. Engenheira“ angesprochen.

Der Ablauf eines Universitätsstudiums ist sehr streng organisiert und läßt wenig Freiräume. Die Einteilung in Sommer- und Wintersemester ist erst wenige Jahre alt. Bis vor kurzem gab es nur ein Studienjahr, das parallel zum Schuljahr verlief. Die Stundenpläne, bzw. die im jeweiligen Studienjahr vorgeschriebenen Kurse, werden durch das sog. „Curriculum“ bis auf eine geringe Wahlmöglichkeit vorgegeben. Dieses „Curriculum“ ist auf 3 Jahre angelegt und umfaßt das Studienfach und seine Hilfswissenschaften. Nebenfächer werden nicht belegt. Im Anschluß an jedes Semester wird eine Prüfung in den im Semester durchgeführten Kursen abgelegt. Das Ergebnis dieser Prüfung geht als Note in den Universitätsabschluß ein. Eine Examensprüfung findet nicht statt. Wenn der Student sein Curriculum durchlaufen hat, dann hat er seine „Licenciatura“ erlangt. Wer weiter studieren möchte, kann sich anschließend für einen „Mestrado“-Studiengang einschreiben, dessen Abschluß dann zum Absolvieren einer Doktorarbeit berechtigt. Die Studiengebühren der „Universidade Nova“ in Lissabon, einer staatlichen Universität, betragen ca. 610 DM pro Jahr, die in zwei Raten während des jeweiligen Semesters zu zahlen sind. Der Eintritt in die staatlichen Universitäten, von denen Lissabon mehrere besitzt (die Klassische, die Neue, die Moderne, die Technische u. a. m.), ist außerdem an eine Aufnahmeprüfung gebunden, da auf diese ver-

gleichsweise günstige Art des Studierens großer Andrang herrscht. Wer eine solche Aufnahmeprüfung nicht schafft, hat außerdem (zumindest theoretisch) die Möglichkeit an einer der vielen Privatuniversitäten zu studieren, die aber wesentlich teurer sind. Das Studienjahr beginnt im Oktober und endet im Juni bzw. Juli mit den Prüfungen. Viele Kurse werden für die sog. Arbeiterstudenten in Abendkursen angeboten, so daß sie auch von Berufstätigen besucht werden⁴.

Wohnungspolitik

Der Wohnungsmarkt in Portugal weist einige gravierende Differenzen zum deutschen Wohnungsmarkt auf, deren Ursachen auf noch nicht aufgeholte Fehlentwicklungen zur Zeit des Estado Novo zurückgehen. Der Wohnungsmarkt ist ein Kaufmarkt. Portugiesen ersehen in der Regel Eigentumswohnungen und mieten nicht, da für sie Mieten teurer sind als die Ratenzahlungen eines aufgenommenen Kredites. Dabei versucht ein Portugiese in der Regel eine Neubauwohnung zu ersehen, die vordem noch nicht bezogen war. Wohnungen „2. Hand“, also schon einmal bezogene Wohnungen, sind günstiger. Wenn eine Wohnung vermietet wird, so geschieht dies in der Regel mit Mobiliar. Das gleiche gilt für Zimmer in Untermiete, so daß man keine Möbel braucht, um eine angemietete Wohnung oder ein Zimmer zu beziehen. Falls keine Möbel vorhanden sein sollten, ist dies i. d. R. in der Wohnungsanzeige vermerkt.

Die Altstadtkerne der portugiesischen Städte, auch Lissabons, sind vom starken Verfall geprägt und häufig unbewohnt, d. h. Abwanderungsgebiete. Das hat mehrere Gründe. Zum einen sind die Altstadtkerne so alt, daß den Häusern die grundlegenden sanitären Einrichtungen fehlen. Die Bewohner gingen und gehen z.T. auch noch ins öffentliche Waschhaus zur Verrichtung ihrer Körperhygiene. Eine Nachrüstung der Wohnungen ist schwierig, da die Räumlichkeiten sehr beengt sind. Ebenso sind die Altstädte häufig nicht mit dem Auto zu erreichen, was für die Portugiesen ein weiterer Grund ist, eine Wohnung in einem neuen Stadtteil vorzuziehen. Für eine Instandhaltung der Gebäude fehlen die Mittel, weil die Bewohner dieser Häuser sog. „alte Mietverträge“ haben. Das sind Verträge, die noch aus der Zeit Salazars stammen, auf Lebenszeit abgeschlossen wurden und eine Sperrklausel zur Anpassung des Mietpreises an den aktuellen Geldwert haben, so daß die Mieten bis heute größtenteils unter 100 DM liegen. Von diesem Geld kann kein Eigentümer sein Haus instandhalten. Das Niveau der normalen Mieten

⁴ Vgl. Johannes Beck (Hg.): Lissabon und Umgebung. Erlangen 1999, S. 105 ff.

liegt dagegen sehr hoch, denn dadurch, daß über 50 % der Wohnungen von solchen alten Mietverträgen blockiert sind, ist Wohnraum sehr knapp und die Nachfrage hoch. Ein Studentenzimmer in Lissabon kostet nicht weniger als eines in Kiel⁵.

4 Qualitative Analyse der Fragebögen

Vor dem Hintergrund dieser Informationen möchte ich die Ergebnisse der Befragung präsentieren. Es wird auf jede Frage einzeln eingegangen, die Ergebnisse in Kiel und Lissabon werden zusammen dargestellt. Es wurden in Deutschland insgesamt 60 Studenten und Studentinnen zufällig in der Mensa und der Cafeteria ausgewählt und gebeten, den Fragebogen wahrheitsgemäß auszufüllen. In Lissabon wurden 30 Studenten und Studentinnen der Neuen Universität ebenso angesprochen.

Die Ergebnisse der Auswertung der Fragebögen aus Kiel wurden mir von meinen Kommilitonen und Kommilitoninnen der Kieler Arbeitsgemeinschaft übermittelt. Die Ergebnisse der Umfrage in Lissabon sind aus meiner Befragung hervorgegangen und sollen nun vergleichend mit den Kieler Ergebnissen ausgewertet werden. Dabei werden einige Ergänzungen vorgenommen, die aus Kommentaren der einzelnen Befragten am Rand der Fragebögen resultieren. Es fließen auch die Ergebnisse meiner Beobachtung hier vor Ort und qualitative Ergebnisse der Arbeit in Kiel mit ein. Abschließend werden die Untersuchungsmethoden und das Arbeitsergebnis bewertet.

Wohnlage

Es ist interessant, besonders vor dem Hintergrund der o. g. Verhältnisse des Lissabonner Wohnungsmarktes, daß die von den Studenten bewohnten Stadtteile Lissabons ausschließlich Neubauviertel sind. Nur wenige Studenten haben angegeben im Altstadtbereich zu wohnen (S. Vicente da Fora, Campo Pequeno teilw., Alameda teilw.). Kieler Studenten dagegen, die innerhalb der Stadt leben, wohnen vorwiegend in Bereichen, in denen alte Bebauung aus dem vorletzten Jahrhundert und vom Anfang des 20. Jahrhunderts vorherrscht. Bei den Lissabonner Befragten, die außerhalb wohnen, handelt es sich ausschließlich um Studenten bzw. Studentinnen, die noch bei ihren Eltern wohnen und deshalb aufgrund der niedrigen Wohnkosten die langen Anfahrtswege in Kauf nehmen.

⁵ Vgl. z. B. Artikel im Immobilieneteil der Wochenzeitung „Journal Expresso“ vom 8.7.00, S. 15-17.

Wohnsituation

Während die Mehrheit der Kieler Studenten in einer WG oder einer eigenen Wohnung lebt (etwa gleichmäßig verteilt), wohnen insbesondere die Lissabonner Studentinnen noch bei ihren Eltern (66,7 %). Nur ein Student gab an, sich mit seiner Lebensgefährtin eine Wohnung zu teilen. Die Prozentzahl der Studenten, die in Wohngemeinschaften und im Studentenwohnheim wohnen, ist in Lissabon gleich hoch (um die 20 %). Kieler Studenten nehmen die Möglichkeit des Studentenwohnheims wenig in Anspruch. Vergleicht man die Zahlen der Studenten, die in einer WG bzw. eigenen Wohnung wohnen, mit denjenigen der Studentinnen, so ist diese wesentlich höher. Die Anzahl der männlichen Studenten, die noch bei ihren Eltern wohnen, ist dagegen auffällig niedrig im Vergleich zu den weiblichen.

Größe und Anzahl von Wohnräumen und Nutzräumen

In der Quadratmeterzahl der durchschnittlich zur Verfügung stehenden Wohnräume in Lissabon gibt es einen gravierenden Unterschied zwischen dem Durchschnitt der weiblichen und dem der männlichen Studierenden. Während der Durchschnitt bei den Studentinnen in Lissabon wesentlich niedriger liegt als in Kiel (11 zu 37 qm), liegt der der Studenten auffällig höher (49 zu 32 qm). Betrachtet man die Fragebögen der Studenten im einzelnen, so erklärt sich das Untersuchungsergebnis. Unter den 9 männlichen Befragten befinden sich 3, die schon älter sind, d. h. um die 30 Jahre, und das Studium „neben“ einem Beruf absolvieren⁶. Diese Studenten wohnen z. T. in eigenen Wohnungen bzw. mit Partnerin und verfügen über eine dementsprechend hohe Quadratmeterzahl. Studentinnen, die dagegen bei Eltern bzw. Verwandten oder im Wohnheim wohnen und über kein eigenes Zimmer verfügen, haben die Quadratmeterzahl mit 0 angegeben. Hier muß der Fragebogen kritisiert werden, daß er keine anteilig anzurechnende Wohnfläche ausweist.

Eindeutig niedriger als bei den Kieler Studierenden wurde die Anzahl der zur Verfügung stehenden Wohn- und Nutzräume angegeben. Vielen Studenten und Studentinnen in Lissabon steht kein eigenes Zimmer zur Verfügung. Zwei Studentinnen gaben an, sich den Wohnraum mit Eltern bzw. Onkel und Tante als Schlafraum zu teilen. Einige der Studentinnen im Wohnheim verfügen hier laut Fragebogen auch nur über ein „halbes“ Zimmer, d. h. ein Zimmer, das mit einer weiteren

⁶ Es gibt in Portugal die Möglichkeit, das Studium als Abendschule zu absolvieren. Viele Kurse werden einmal als Tageskurs und einmal als Abendstunde angeboten.

Bewohnerin bzw. einem Bewohner geteilt wird.

Art und Lage der Nutzräume

Bei der Frage, in welcher Form den befragten Personen Küche und Bad zur Verfügung stehen, ist in der Regel entweder die Möglichkeit eines Gemeinschaftsbades bzw. einer Gemeinschaftsküche oder in den meisten Fällen Küche und Bad als eigene Räume angegeben worden. Das steht im Widerspruch dazu, daß nur die wenigsten in einer Wohnung für sich alleine wohnen, sondern sich die Wohnung mit weiteren Personen teilen, sei es in Form einer unehelichen oder ehelichen Lebensgemeinschaft, einer WG oder dem Zusammenleben mit der Familie. Es scheint, daß die Studierenden das Bad bzw. die Küche in solchen Fällen häufig als „ihr“ Bad bzw. „ihre“ Küche betrachten, obwohl sie die Räume mit den anderen Bewohnern des Haushaltes teilen. Das trifft vor allen Dingen auf die Lissabonner Studenten und Studentinnen zu. Das mag daran liegen, daß sie diese Frage anders ausgelegt haben. Denn es ist in den Altstadtvierteln Lissabons durchaus noch gebräuchlich, daß Häuser über keine eigenen sanitären Anlagen verfügen, sondern diese im Viertel öffentlich angelegt sind, so daß meine Fragebogenformulierung hier - wie ich im Nachhinein festgestellt habe - nicht eindeutig gewesen ist. Andererseits läßt sich diese Sichtweise des „eigenen“ Bades bzw. der „eigenen“ Küche auch bei den Kieler Befragten feststellen. Die Formen „Kochnische“ und „Waschecke“ sind in Lissabon viel weniger verbreitet als in der schleswig-holsteinischen Landeshauptstadt. Zwei Studenten bzw. Studentinnen gaben in Lissabon an, über keine Kochgelegenheit zu verfügen. In diesem Fall wäre es interessant zu wissen, ob diese Studierenden das Angebot der Mensa der Universität in Anspruch nehmen, die sowohl mittags als auch abends geöffnet ist.

Wohnkosten

Bei den Wohnkosten ist eine Verschiebung der größten Dichte an monatlichen Mieten nach unten festzustellen. Während die Kieler Studierenden prozentual am meisten die Wohnkosten zwischen 200 und 600 DM angegeben haben, verschiebt sich dieses bei den Lissabonnern auf die Kategorien „keine Wohnkosten“ u. „200 - 400 DM“. Da die Kategorie „keine Wohnkosten“ überwiegend Studenten und Studentinnen betrifft, die bei ihren Eltern wohnen, erklärt sich das von selbst. Bei der Überprüfung hat sich ergeben, daß auch einige Studenten und Studentinnen, die im Wohnheim wohnen, diese Kategorie angekreuzt haben, denn bei ihnen übernimmt der Stipendienträger die Kosten des Wohnheimes. Ansonsten liegen die

Kosten eines Wohnheimzimmers wie in Kiel zwischen 200 und 400 DM. Dementsprechend sind es auch überwiegend die „Wohnheim-Studenten“, die in dieser Kategorie vertreten sind. Die Studierenden, die mit ihren Wohnkosten in den oberen Kategorien liegen, wohnen entweder allein oder mit einem Partner zusammen.

Beim durchschnittlichen, prozentualen Anteil der Wohnkosten am Gesamteinkommen fällt bei den portugiesischen Studenten und Studentinnen wieder das starke Gefälle zwischen Frauen und Männern auf ($w = 15\%$; $m = 41,4\%$). Dieses ist mit Sicherheit auf die schon am Anfang erläuterte Tatsache zurückzuführen, daß unter den männlichen Befragten einige Berufstätige sind, die in einer eigenen Wohnung wohnen und von ihrem Gehalt die Wohnkosten tragen. In der Regel verfügen diese Studenten lt. Fragebogen über ein monatliches Einkommen zwischen 1000 und 1600 DM, was für Lissabonner Verhältnisse ein relativ gutes Gehalt für eine ganze Arbeitsstelle ist⁷. Die Studenten und Studentinnen, die bei ihren Eltern wohnen bzw. von einem Stipendium leben, gaben an, zwischen 90 und 300 DM im Monat zur Verfügung zu haben. Hier fehlt die Ausdifferenzierung, ob die Wohnkosten von diesem Betrag noch abzuziehen sind. Weder Kieler noch Lissabonner Studenten und Studentinnen gaben an, bei den Eltern einen Obolus zur Kostendeckung für die Unterkunft im elterlichen Heim abgeben zu müssen. Da der Prozentsatz der befragten Studentinnen, die noch bei ihren Eltern wohnen, in Lissabon sehr hoch ist, fällt der durchschnittliche Anteil der Wohnkosten am Einkommen bei den Studentinnen entsprechend gering aus. Bildet man das Mittel der Werte, so erhält man die Zahl 28.

Bei der Art der Finanzierung der Wohnkosten ist in Deutschland die hohe Anzahl der arbeitenden Studenten und Studentinnen auffällig, die im Gegensatz zu den Lissabonner Zahlen steht. Es handelt sich aber - wie schon gesagt - bei den meisten der Studenten und Studentinnen Lissabons, die angegeben haben, ihre Wohnkosten durch Arbeit zu finanzieren, um voll Berufstätige, die „nebenbei“ studieren. Wesentlich höher ist in Lissabon die Zahl derer, deren Eltern für die Wohnkosten aufkommen. Während in Deutschland keiner der befragten Studierenden ein Stipendium erhielt, sind es in Lissabon immerhin 6. Dazu sollte beachtet werden, daß die Zahl der befragten Personen in Kiel doppelt so hoch ist wie die Zahl der Lissabonner Teilnehmer an der Umfrage.

⁷ Zum Vergleich: Eine Büroangestellte in Lissabon verdient in voller Anstellung (6 Tage pro Woche à 8 Std.) in etwa 800 DM. Der Verdienst eines Busfahrers oder eines Arbeiters liegt ähnlich. Ein Lehrer verdient in der Regel um 1800 DM/Monat. Frauen werden im allgemeinen für die gleiche Arbeit schlechter bezahlt als Männer.

Wohnungswechsel und vorherige Wohnsituationen

Signifikant ist die relative Selbsthaftigkeit der Lissabonner Studenten und Studentinnen, die lt. der errechneten Durchschnittswerte nur halb so viel umziehen wie ihre Kieler Kommilitonen und Kommilitoninnen. Gewiß spielt hierbei eine Rolle, daß jeder Umzug auch ein Kostenfaktor ist. Bei den Angaben zu früheren Wohnverhältnissen fällt auf, daß die Kieler Studierenden in der Regel schon viele unterschiedliche Wohnsituationen durchlebt haben, während die Lissabonner nur selten entsprechende Erfahrungen besitzen. In nur zwei der Lissabonner Fragebögen gaben die Befragten unterschiedliche Wohnformen wie Privatzimmer, WG und Wohnheim an. Einige Studierende nannten den Umzug aus dem Ausland nach Portugal, d. h. aus der Schweiz bzw. Frankreich nach Lissabon aus dem Haus ihrer Eltern in das Haus ihrer hier ansässigen Verwandten. Dabei handelt es sich mit Sicherheit um die Nachkommen von portugiesischen Emigranten⁸. Eine Studentin gab an, mit ihren Eltern während ihres Studiums aus einem anderen europäischen Land nach Lissabon gezogen zu sein.

Aufenthaltsräume und ihre Nutzung

Bei den Angaben der Lieblingsaufenthaltsräume und der meist genutzten Aufenthaltsräume ist bei den Kieler Studenten und Studentinnen eine wesentlich breitere Streuung von Möglichkeiten zu erkennen. Von Küche bis Klo bzw. Badewanne ist hier alles vertreten. Konzentriert ist der Aufenthalt der Studenten und Studentinnen an erster Stelle aber auf den eigenen Raum. Danach folgt das Wohnzimmer, bei den Lissabonner Ergebnissen wie auch in Kiel. Dabei scheint der eigene Raum vor allen Dingen bei weiblichen Studenten sowohl in Lissabon als auch in Kiel bevorzugter und meist aufgesuchter Rückzugsort zu sein. Interessant ist, daß einige Studenten und Studentinnen Lissabons die Straße, d. h. den öffentlichen Raum, als Lieblings- bzw. meist aufgesuchten Aufenthaltsort angaben - eine Möglichkeit, die Kieler Studenten nicht in Betracht gezogen haben. Das läßt sich auf zwei Sachverhalte zurück führen, die durch die ergänzenden Kommentare der Befragten belegt werden. Zum einen spiegelt sich dort eventuell die sprichwörtlich

⁸ Während der Salazar-Diktatur wanderten Millionen von Portugiesen nach Amerika und später auch nach Mitteleuropa aus. Heutzutage wandern diese entweder langsam zurück, um ihren Lebensabend in der geliebten Heimat verbringen zu können. Außerdem ist Portugal inzwischen vom Emigrations- zum Immigrationsland avanciert. Der durch die Diktatur verursachte Mangel an Arbeitskräften wird durch Immigranten aus den ehemaligen Kolonien in Afrika und Südamerika gedeckt.

bekannte Lebensweise der Mittelmeervölker, die sich lt. Anthropologen und Ethnologen mehr im Freien und weniger im Privaten abspielt als in Mitteleuropa⁹. Zum anderen kann es auch Ausdruck der beengten Wohnsituation in diesen Ländern sein. Die Befragten gaben an, in der Öffentlichkeit mehr Privatheit zu haben, als in ihrem Zuhause, was für einen Mitteleuropäer von heute als Widerspruch in sich gelten mag. In früherer Zeit dagegen, als Haushalte sich mit mehr Personen auf weniger Raum konzentrierten, war es auch in Mitteleuropa üblich, die offene Landschaft aufzusuchen, um Privatheit und eigenen „Raum“ zu erleben¹⁰.

Die Ausübung der verschiedenen Aktivitäten konzentriert sich vor allem auf Wohn- und Schlafräum. Das gilt für alle erfragten Aktivitäten bis auf das Essen. Bei den Ergebnissen fällt jedoch auf, daß der Schlafräum für Besuch und Geselligkeit weniger üblich ist, als der Wohnraum. Da es im Portugiesischen die semantische Unterscheidung zwischen Schlaf- und Kinderzimmer nicht gibt, konnten die Ergebnisse in diesem Punkt nicht weiter ausdifferenziert werden. Das Portugiesische beschränkt sich auf die Bezeichnung „sala“ für alle Räume, die der allgemeinen Nutzung dienen, wie z. B. „sala de estar“ = Wohnzimmer und „sala de jantar“ = Esszimmer, und die Bezeichnung „quarto“ = Zimmer für alle anderen Räume.

Einrichtung

Bei der Frage nach dem Erwerb der Einrichtung sind die Angaben der Kieler wesentlich kreativer als die der Lissabonner Kommilitonen. Sie reichen von Neukauf bis zu Diebstahl. Bei den Lissabonner Fragebögen ist dieser Punkt in vielen Fällen überhaupt nicht beantwortet worden. Die Lissabonner Studenten und Studentinnen, die diesen Punkt nicht ausgefüllt haben, sind in den meisten Fällen diejenigen gewesen, die noch bei ihren Eltern wohnen und somit den Prozeß der Anschaffung eigener Möbel noch nicht durchlebt haben. Die Angabe „Sonstiges“ wurde bei den Lissabonner Fragebögen nicht weiter spezifiziert. Diejenigen, die die entsprechenden Kategorien ausgefüllt haben, gaben entweder an, die Möbel neu gekauft zu haben oder daß sie schon vorhanden waren. Das entspricht meinen Schilderungen des portugiesischen Wohnungsmarktes, in dem Wohnungen und Zimmer in Lissabon in der Regel möbliert vermietet werden. Das ist in Kiel dagegen nur in Studentenwohnheimen die Regel. Bei den Kieler Studenten und Studen-

⁹ Vgl. z. B. Orlando Ribeiro: Portugal: O Mediterraneo e o Atlântico. Lissabon o.J., S. 10 f.

¹⁰ Vgl. Walter Siebel/Hartmut Häußermann: Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens. Weinheim/München 1996, S. 32 f.

tinnen übliche Methoden der Möbelbeschaffung wie Eigenbau und Gebrauchtkauf etc. sind in Lissabon von den Befragten überhaupt nicht in Betracht gezogen worden.

Die Frage nach den persönlich wichtigsten Gegenständen wurde frei gestellt ohne vorgegebene Antwortmöglichkeiten. Entsprechend vielfältig waren die Auskünfte. Sowohl in Lissabon als auch in Kiel ist den weiblichen Befragten das Bett am wichtigsten. Männer dagegen gaben das Bett in nur wenigen Fällen an, während sich bei den Kieler Studenten dann eine Konzentration der Ergebnisse auf die Kategorien „Sitzmöbel“ und „Schränke“, „Tische“ feststellen läßt, bevor es zu einer weiten Diversifikation mit zum Teil extravaganten Nennungen wie Schaukel und Tischtennisplatte kommt. Lissabonner Studenten gaben dagegen recht häufig Gegenstände wie Bücher, CDs u. ä. an. Vor allem wurde der Computer im Vergleich häufig genannt. Es läßt sich feststellen, daß die Kieler hier den Möbeln mehr Gewicht beimessen, während die Lissabonner eher Gegenstände nennen. Eventuell spiegelt sich wider, daß die Lissabonner Studenten ihre Möbel seltener selber aussuchen bzw. erwerben.

Wohnungswahl und Wohnsituation

Auf die Frage nach der idealen Wohnsituation wurden sehr unterschiedliche Antworten gegeben. Einige spezifizierten eine bessere Wohnsituation für ihre derzeitigen Umstände als Studenten: Sie wünschten sich eine billigere oder günstiger zur Uni gelegene Unterkunft, die sie mit Freunden in einer WG oder dem Partner teilen würden. Dabei betonten Kieler Studenten und Studentinnen, daß sie Wert auf einen Altbau legen würden. Andere malten sich eine Situation aus, die für sie in Zukunft eintreten könnte, d. h. wenn ihr Berufs- und Privatleben schon geregelt wäre und sie dann die Möglichkeit hätten, in einem Eigenheim zu wohnen. Diese Personen wünschten sich häufig ein Haus mit Garten oder ein Haus im Grünen. Einige malten sich eine Art Leben in der Kommune für ihre Zukunft aus, d. h. in einem großen Haus bzw. Resthof mit mehreren Mietparteien zu leben. In einer solchen Kommune sollte jeder für sich und seinen Partner oder seine Familie eigene Zimmer zur Verfügung haben, aber gleichzeitig sollte es Räume bzw. den Garten für eine gemeinschaftliche Nutzung geben. Des weiteren schilderten einige Wünsche, die utopisch klingen und fast immer das Ausland mit einbeziehen, z. B. Loft in New York, Gestüt in Schottland oder Haus in Panama etc.

Die Nöte, Sorgen und Vorstellungen der Lissabonner Kommilitonen und Kommilitoninnen scheinen in diesen Punkten ähnlich zu sein. Eine billigere oder sogar

kostenlose Unterkunft wünschten sich einige, andere wünschten sich das Zusammenleben mit Freunden und dem Partner. Häufig wurde auch der Wunsch nach einer Wohnung in Uninähe genannt. Bei denjenigen, die sich ihre Zukunft ausmalten, kamen unterschiedliche Ansprüche zum tragen. Einige wünschten sich einfach nur Platz für sich allein, eine eigene Einrichtung, d. h. Wohnungen, die nur sie bewohnten, entweder am Stadtrand oder in Lissabon mit Anbindung an das öffentliche Verkehrsnetz. Für andere sollte es gern ein Haus mit Garten und Swimmingpool sein, das aber auch nicht zu weit von Lissabon weg liegen dürfe und an die öffentlichen Verkehrswege angeschlossen sein sollte. Was bei den Lissabonner Studierenden überhaupt nicht erwähnt wurde, sind Wohnutopien im Ausland, die Betonung des Wunsches nach einem Altbau und der Wunsch nach einem Leben in der Kommune. Häufiger als in Kiel gaben die Befragten an, mit ihrer derzeitigen Wohnsituation zufrieden zu sein. Bei genauerer Betrachtung stellte sich heraus, daß es vor allem Mädchen bzw. Frauen waren, die noch im Haus ihrer Eltern wohnten. Das ist wohl auch der Grund dafür, daß die durchschnittliche Wohnzufriedenheit bei den Lissabonner Studentinnen höher liegt als bei den Kielern. Dinge wie Meerblick, Garten und viel Platz sind sowohl Kieler Studenten und Studentinnen als auch Lissabonnern wichtig.

Statistische Angaben

Bei den statistischen Angaben fällt ins Auge, daß die Lissabonner Studenten und Studentinnen im Durchschnitt 3 Jahre jünger sind als ihre Kommilitonen und Kommilitoninnen in Kiel. Dementsprechend ist auch ihr Lebenslauf „gradliniger“. In den meisten Fällen kommen die Lissabonner Hochschulstudenten und -studentinnen direkt von der Schule. Bereits eine Berufsausbildung zu besitzen, gaben lediglich männliche Befragte an. Bei den Kielern gab es dagegen keinen Fall, in dem der Student bzw. die Studentin direkt von der Schule an die Universität gegangen ist. Dementsprechend wurde bei den Fragebögen aus Lissabon auch die Kategorie „Au Pair“ und „Ausland“ nicht in Betracht gezogen.

5 Kritische Bewertung der Ergebnisse und Forschungsmethoden

Der Fragebogen wurde in Absprache mit der Seminarleiterin Frau Prof. Dr. Silke Göttisch von unserer Kieler Arbeitsgemeinschaft erstellt. Hilfe in Form von bereits durchgeführten ähnlichen Untersuchungen hatten wir nicht, sondern schöpften bei der Gestaltung des Fragebogen aus eigenen Erfahrungen und unserem eigenen (Ge-)Wissen. Wir haben versucht, unsere Fragen auf Bereiche zu konzentrieren, in

denen wir auf signifikante Ergebnisse hofften, wollten aber trotzdem so viele Aspekte des volkskundlichen Forschungsbereiches „Wohnen“ abdecken wie möglich. Dabei hatten wir nur etwa zwei Monate Zeit für den Entwurf des Fragebogens, die Durchführung der Befragungen und deren mündliche Präsentation. Deshalb war von Anfang an klar, daß wir eine Art der Befragung wählen mußten, die von uns in diesem Zeitraum auch ausgewertet werden konnte. Wir beschlossen, einen Fragebogen mit vielen vorgegebenen Antwortmöglichkeiten zu entwerfen und ergänzend qualitative Forschungsmethoden einzusetzen. An diesem Punkt verselbständigt sich meine kleine Studie von den restlichen Arbeiten der Arbeitsgemeinschaft. Aus technischen Gründen war es mir nicht möglich, auf das qualitative Untersuchungsmaterial der Kieler Arbeitsgemeinschaft zurückzugreifen. Statt dessen war ich auf die Ergebnisse meiner eigenen, teilnehmenden Beobachtung des Lebens als Studentin der Neuen Universität in Lissabon angewiesen, um sie mit meinen Erfahrungen als Studentin in Kiel zu vergleichen.

Der Fragebogen war eine wertvolle Quelle für die quantitativen und statistischen Ergebnisse dieser Arbeit. Er war recht schnell zu erstellen und zügig auszuwerten und lieferte dabei eindeutige Ergebnisse in Form von Zahlen und Tabellen. Jedoch sollte man beachten, daß bei dieser Art der Befragung die Antworten kanalisiert werden und man bei einer offeneren Gestaltung unterschiedlichere Ergebnisse erhalten könnte. Bei einer kurzfristig angelegten Untersuchung ist dies aber kaum wünschenswert, da sich keine Möglichkeit einer sinnvollen Auswertung bieten würde. Auch als Voruntersuchung für spätere Forschungsprojekte ist diese Art des Fragebogens mit Sicherheit von großem Nutzen, da sich hier schon Tendenzen bei den Ergebnissen feststellen lassen, die entweder mit dem korrespondieren, was aus Sicht des Fragenden zu erwarten war oder gerade nicht. Damit erleichtern sie die Arbeit insofern, als von diesen Aspekten in zukünftigen Untersuchungen abgesehen werden kann bzw. - der Fall tritt ebenso häufig auf - bis zu dem Zeitpunkt vernachlässigte, neu aufgetretene Aspekte der Forschung mit aufgenommen werden können. Genau dies läßt sich auch an unserem Fragebogen feststellen. Es wurden Fragen gestellt, die sich im Nachhinein für die quantitative Auswertung als nicht relevant herausstellten (etwa nach dem Stockwerk; nach der durchschnittlichen Aufenthaltsdauer in der Wohnung). Bei anderen Fragen stellten wir fest, daß man sie hätte spezifizieren müssen (z.B. hätte man die Frage nach den idealen Wohnsituationen eindeutig auf die Studenzeit und dann auf die weitere Zukunft ausrichten können). Für anderes wäre eine offenerere Formulierung nützlich gewesen (z.B. die Frage nach der Verteilung der Aktivitäten auf die unterschiedlichen Räu-

me). Auch in Lissabon habe ich ähnliches festgestellt. Ich hatte z.B. fest damit gerechnet, auf viele Fälle zu stoßen, in denen die Befragten bei einer Familie oder alten Dame als Untermieter wohnen, weil ich aus eigener Erfahrung bei der Wohnungssuche weiß, daß es in Lissabon üblich ist, so zu wohnen. Tatsächlich ist bei der Befragung kein einziger Fall dieser Wohnform aufgetreten. Das mag Zufall sein, aber bei der geringen Zahl von Befragten, die im Rahmen einer solchen Seminararbeit möglich ist, kann man nicht von einem repräsentativen Ergebnis sprechen, sondern nur von einer Fallstudie. Außerdem kann aus den quantitativen Ergebnissen der Fragebögen per se nicht erschlossen werden, ob diese eine Form des „typischen“ Wohnens der Studenten widerspiegeln, bzw. ob es „studentisches Wohnen“ als besondere Art zu leben überhaupt gibt. Auch wenn einige der Kieler Kommilitonen und Kommilitoninnen angaben, ihr Mobiliar selbst gebaut, vom Sperrmüll erstanden oder sogar gestohlen zu haben (auch in diesem Punkt erweist sich die Phantasie der befragten Studierenden bei der Möbelbeschaffung als noch größer als diejenige der Arbeitsgruppe), so ist es doch nur meiner Kenntnis anderer Verhältnisse bzw. meiner Erfahrung als Studentin zu verdanken, daß diese Art der Möbelbeschaffung in anderen Milieus (nach der Milieuforschung von Pierre Bourdieu) nicht auftritt. Erst dadurch wird das Ergebnis des Fragebogens in ein Verhältnis zu anderen Wohnformen gesetzt. Ob die Betroffenen ihr Verhalten auch selber als „typisch studentisch“ einstufen würden oder ob sie gedenken, sich ihre Möbel auch nach ihrem Studienabschluß weiterhin auf diese Art zu beschaffen, ist damit aber nicht geklärt.

Betrachtet man die quantitativen Ergebnisse der vergleichenden Analyse, so gibt es hier mehr Aufschlüsse zu verzeichnen. Um am gleichen Punkt zu bleiben, stellte sich heraus, daß Lissabonner Studenten und Studentinnen bei ihrer Möbelbeschaffung konventioneller sind. Falls sie überhaupt in die Verlegenheit kommen, sich eigene Möbel anschaffen zu müssen, werden diese neu gekauft. Da portugiesische Wohnungen aber möbliert vermietet werden, ebenso wie Studentenzimmer, und im Gegensatz zu Kiel viele noch bei ihren Eltern wohnen (ein Ergebnis, das sich gleichfalls aus der quantitativen, vergleichenden Analyse der Fragebögen ergibt), tritt dieser Fall in Lissabon seltener auf als in Kiel. Die Tatsache, daß in Lissabon Zimmer und Wohnungen in der Regel möbliert vermietet werden, ist im Gegensatz dazu Wissen, daß ich aus der teilnehmenden Beobachtung schöpfe. Dementsprechend werden die Ergebnisse erst fruchtbar, nachdem sie mit den Erkenntnissen aus der teilnehmenden Beobachtung verglichen werden, die ihrerseits jedoch meinem subjektiven Empfinden unterworfen ist.

Insgesamt zeigen sich eindeutige Unterschiede in der Lebensform der Studenten und Studentinnen Lissabons im Vergleich zu den Kielern. Sie beginnen schon beim Alter und dem gradlinigen Lebenslauf der Lissabonner Studierenden im Gegensatz zu ihren Kieler Kommilitonen. Daraus ergibt sich, daß insbesondere die Studentinnen Lissabons in stärkerer Abhängigkeit vom Elternhaus leben. Ihnen steht weniger Platz zur Verfügung, in vielen Fällen nicht einmal ein eigenes Zimmer. Ihre Wohnkosten sind geringer. Aspekte, die ich in Deutschland als typisch studentisch bezeichnen würde, wie z.B. der Wunsch nach einem Altbau, Wohnen in der Kommune bzw. WG oder die alternative Möbelbeschaffung, kommen bei den Ergebnissen der Untersuchung in Lissabon überhaupt nicht zum Tragen. Damit läßt sich eine deutliche Abgrenzung zwischen Kiel und Lissabon hinsichtlich der Frage vornehmen, was „typisch studentisch“ ist. Andererseits wurden Gemeinsamkeiten aufgezeigt, wie z. B. die multifunktionale Nutzung der Räume - auch wenn es sich nur um eine Fallstudie handelt, die keine Repräsentativität beanspruchen kann. Darüber hinaus hoffe ich, den Leserinnen und Lesern einen Einblick in das Leben der Studenten in der portugiesischen Hauptstadt gegeben und somit nicht nur mir den Horizont um eine weitere, vorher noch nicht bekannte Lebenswelt erweitert zu haben.

2001 findet wieder eine Tagung statt. Sie steht unter dem Thema:

**„Volkskunde und Denkmalpflege“
Termin: 13. Oktober 2001 (10-17 Uhr)
Ort: SH Freilichtmuseum, Molfsee.**

Eutiner Zinn im Ostholstein-Museum Eutin

Renko Buß

Im Ostholstein-Museum Eutin (OHM) wurde im Zuge einer Maßnahme zur elektronischen Inventarisierung des Bestandes¹ vom Verfasser auch der Komplex der Zinngegenstände bearbeitet. Diverse Stücke konnten genauer beschrieben und bestimmten Zinngießermeistern zugeordnet werden. Dies ist möglich, weil diese Handwerker genauso wie Goldschmiede Marken in ihre Stücke schlugen (s. die Abbildungen am Schluß des Textes). In Norddeutschland sind dies meist eine Stadtmarke und zweimal dieselbe Herstellermarke, die häufig durch eine Zahl das Jahr der Erlangung der Meisterschaft angibt. Die Aufstellung der Zinnsammlung in der Dauerausstellung wurde als Ergebnis dieser Arbeiten neu gestaltet.

Der erste durch seine Produkte faßbare Zinngießer in Eutin war Johann Hinrich Wulff. Er kam ursprünglich aus Ratzeburg und war der Sohn eines Kesselschlägers². Im Jahr 1719 ging Wulff in Lübeck zu Hermann von der Hude III in die Lehre. Wann er genau nach Eutin kam ist unklar, jedenfalls ließ er hier zwischen dem 2. November 1732 und dem 5. Juni 1748 sechs Kinder taufen. Am 15. März 1761 wurde er Taufpate von Johann Benedict, einem Sohn seines Nachfolgers Johann Jacob Kooke.

Das auffälligste Stück Wulffs ist eine Trinkkanne mit einer Flächel-Zeichnung (auch „Flecheln“, Gravierung in grobem Tremolierstich; Inv.-Nr. EM 571)³. Ein barock gekleideter Mann streckt einer ein Glas oder einen Kelch haltenden Frau eine Wurst entgegen. Zwischen beiden steht die Inschrift: „Giebst Du mir die Wurst So lösch ich Dir den Durst“. Rechts und links der Personen ranken große Blattpflanzen über die gesamte Höhe. Landläufig würde man dieses hohe Gefäß mit einem flach gewölbten Deckel und geschwungenen Henkel als „Humpen“ bezeich-

¹ Die Maßnahme endet mit August 2001, obwohl sie bei weitem noch nicht abgeschlossen ist, da sich die zugehörige Verwaltung nicht in der Lage sah, die nötigen Finanzmittel bereit zu stellen.

² Siehe Erwin Hintze: Die deutschen Zinngießer und ihre Marken, Bd. 1-7. Leipzig 1921-1931, hier Bd. 3: Norddeutsche Zinngießer. Leipzig 1923, S. 89.

³ Dazu Hintze 1923, wie Anm. 2, S. 89, Nr. 492: „Schenkkanne mit zylindrischem Mantel. Boden zugleich Standfläche. Graviert mit zwei Figuren, Blattwerk und Inschrift. H. mit kugelförmigem Deckeldrucker 31,6 cm“.

nen, allerdings beträgt die Füllmenge ungefähr 1,8 Liter, was dem Maß einer Lübecker „Kanne“ entspricht. Im Inneren sind vier halbkugelige Markierungen, die „Zäpfchen“, sichtbar. Dies sind die Enden durch die Wandung genieteteter Stifte, die die Kanne in etwa gleich große Abschnitte teilen. Bei zünftigen Zusammenkünften, d. h. bei Treffen von Handwerkszünften, war es wichtig von Zäpfchen zu Zäpfchen zu trinken, was knapp einem halben Liter entspricht, wobei die Trinkkanne reihum ging. Eine Veranstaltung, bei der noch heute aus solchen Gefäßen getrunken wird, ist die „Kringelhöge“ der Lübecker Stecknitzfahrer⁴.

Ein weiteres Stück mit Marken von Johann Hinrich Wulff ist die Platte der „Catrien Magret Ohrten“ vermutlich von „1766“ (EM 7)⁵. Die Platte hat die Form eines flachen Tellers, auf dessen Fahne in eine einfache Blumenranken-Verzierung die Inschrift mit Jahreszahl und über dieser die Marken eingraviert bzw. eingeschlagen worden sind. Die gut sichtbar und zentral angebrachten Zinnmarken dienen hier also nicht nur der Kennzeichnung, sondern gleichzeitig auch dem Schmuck. Wahrscheinlich handelt es sich bei dem Stück nicht um einen Teller, gegen eine solche Verwendung spricht schon der große Durchmesser von 32 cm, sondern um eine „Sniedwechschöttel“ (Schneid-Ab-Schüssel), von der die am Tisch Sitzenden gemeinsam aßen und auf der sich jeder sein Stück vom daraufliegenden Essen abschnitt. Davon zeugen die zahlreichen und kräftigen Schnittspuren auf dem Spiegel der Platte. Möglicherweise handelt es sich um ein Hochzeitsgeschenk o. ä., wobei sich die eingravierte Jahreszahl auf das anläßliche Ereignis bezieht. Solche flachen Teller, Schüsseln und Platten wurden im „Schöttelrieg“ (Schüsselregal) aufgestellt und dienten gleichzeitig als Wandschmuck und Merkmal für den Wohlstand des Hauses.

Schließlich gibt es im OHM noch das von Wulff gefertigte „Klumpfatt“ von „Anna Elsabe Wisser“ wahrscheinlich von „1760“ (EM 1984/62)⁶. Auf dem Umbruch der Fahne zum Spiegel erhebt sich ein zylindrischer Kragen, weshalb

diese Gefäße auch als „Kragenschüsseln“ bezeichnet werden⁷. Der Verwendungszweck dieser Schüsseln ist nicht klar, jedoch diente das Eutiner Stück laut Angabe des Eingangsbuchs zum Klöße-Essen, daher der plattdeutsche Name „Klumpfatt“, wobei der Kragen zum Löffelabstreichen benutzt worden sein soll. Diese Art Schüsseln wurden ebenfalls von der Tischgemeinschaft zusammen benutzt. Wesentlich weniger Schnittspuren als bei der Platte unterstützen die These der Verwendung von Löffeln. Ernst Schlee bezeichnet eine gleich große und gleichförmige Schüssel aus Ton derselben Zeit aus der Probstei als „Breischüssel mit doppeltem Rand“, als sogenannte „Grüttschüssel“⁸.

Aufgrund der Inschrift kann man vermuten, daß es sich auch bei diesem Stück um ein Geschenk anläßlich eines besonderen Ereignisses handelt. Dem Namen nach könnte die Empfängerin die Urgroßmutter mütterlicherseits des Eutiner „Märchenprofessors“ Wilhelm Wisser gewesen sein⁹. Schenkt man dem Datum des Klumpfatts Vertrauen, wurde es 1760 angefertigt, in dem Jahr als Wulffs Nachfolger Johann Jacob Kooke Meister wurde.

Johann Jacob Kooke (Kook, Kooock) scheint auf damals durchaus üblichem Wege eine Basis für eine Tätigkeit als Meister gelegt zu haben, indem er eine Tochter des Zinngießers Johann Hinrich Wulff heiratete. Daher wird leicht verständlich, daß bei der Taufe seines Erstgeborenen, Johann Benedict, am 15. März 1761 Wulff als dessen Pate erschien. Zu diesem Zeitpunkt war Kooke schon seit einem Jahr Meister. Da er 1730 im April geboren worden sein muß, hatte er also mit 30 Jahren geheiratet und wurde gleichzeitig in diesem Alter Meister. Sein Schwiegervater, der zu diesem Zeitpunkt ungefähr 55 Jahre alt sein mußte (er be-

⁴ Vgl. Kai Detlev Sievers: Feste in Schleswig-Holstein. Ein lexikalischer Führer durch den Jahreslauf. Neumünster 1984, S. 105f.

⁵ Dazu Hintze 1923, wie Anm. 2, S. 89, Nr. 494: „Schüssel; graviert mit Namensinschrift von 1766. Dm. 32 cm“.

⁶ Dazu Hintze 1923, wie Anm. 2, S. 89, Nr. 493: „Schüssel mit zylindrischem Einsatz. Auf dem Schüsselrand Namensinschrift von 1760. Dm. 34,6 cm“.

⁷ Vgl. Claudia Nickel: „Zinn für Haus und Handwerk“. Ein wichtiger Teil der Zinnsammlung des Hamburger Museums für Archäologie und die Geschichte Harburgs. In: Harburger Jahrbuch, 19 (1996), S. 101, Nr. 62, 63 mit Abb. S. 142; Jahrbuch des Altonaer Museum in Hamburg - Norddeutsches Landesmuseum, 20-26 (1989), Teil 2: Berichte 1981-1987, S. 228, Nr. 143. Im zugehörigen Text heißt es: „Nach wie vor ungeklärt bleibt der Verwendungszweck von sog. Kragenschüsseln ...“.

⁸ Ernst Schlee: Schleswig-Holsteinische Volkskunst (= Kunst in Schleswig-Holstein, Bd. 14). Flensburg 1964, Titelumschlagbild und Farbtaf. VII.

⁹ Siehe Gustav Peters: Heinrich Wilhelm Wisser. In: Schleswig-Holsteinische Biographien. Vorarbeiten zum Schleswig-Holsteinischen Biographischen Lexikon, hg. von der Ges. für Schleswig-Holsteinische Geschichte. Neumünster 1962, S. 108. Allerdings passen ihr Geburtsdatum (1758) und das auf dem Klumpfatt angegebene Datum (1760) nicht gut zusammen.

gann seine Lehre 1719), war selbst noch tätig, was die oben aufgeführte Platte von Catrien Magret Ohrten von 1766 belegt. In den folgenden Jahren wurden noch mehrere Kinder Kookes geboren bzw. getauft. Johann Jacob Kooke legte sich nach seinem Anschluss an das Lübecker Amt eine neue Meistermarke mit der Jahreszahl 1763 zu, die sich darauf bezog. Bis 1783 ließ Kooke fünf Lehrjungen beim Amt in Lübeck ein- und ausschreiben, darunter wohl seinen Sohn Johann Benedict. Am 30. Oktober 1804 starb Johann Jacob im Alter von 74 Jahren und 6 Monaten und wurde am 5. November begraben. Im Jahr darauf nahm sein Sohn Johann Benedict seine Position ein.

Die älteste Marke Johann Jacob Kookes von 1760 findet sich auf einem kleinen tiefen Teller, der zwar unverziert, unter dessen Rand jedoch „MS'ER .1761.“ eingraviert ist (EM 582)¹⁰. Die Form ist dieselbe wie wir sie noch heute von unseren Suppentellern kennen, und tatsächlich weist der Spiegel wie beim Klümpfatt wenige Schnittpuren auf, so daß vom überwiegenden Gebrauch des Löffels ausgegangen werden kann.

Kookes neue Marke prangt auf einer Trinkkanne traditioneller Form nach „Lübecker Maß“ (EM 1984/25) entsprechend der von Wulff. Allerdings ist die Wandung ganz glatt, und es wurde auf jegliches Flächelmuster verzichtet. Auf dem Deckel findet sich folgende Gravierung „H. H. Gomorgen 1777“; wahrscheinlich ist er aber bei einer späteren Reparatur als Ersatzteil angelötet worden. Innen gibt es genau wie bei Wulffs Kanne die Unterteilung durch 4 sogenannte Zäpfchen. Die jeweiligen Füllstände sind bei dieser Kanne aber ziemlich unregelmäßig - von unten 550 ml über zweimal 470 ml in der Mitte bis schließlich zu 350 ml oben.

Zwei Stücke von Kooke lassen sich zusammenfassen, da sie exakt die gleiche Form und Größe besitzen und so die Serienproduktion mittels wiederverwendbarer Gußformen verdeutlichen. Es handelt sich um zwei Platten in Tellerform übereinstimmend mit der von Wulff, nur das die des Schwiegersohns etwas größer sind. Beide tragen ebenfalls eingravierte Namen und Jahreszahlen - „E. C. Fahrenkrogs 1791“ (EM 8) und „H H. Burmester 1793“ (EM 1984/63) - und die Marken sind wie bei der Platte Wulffs vorne auf der Fahne in der Inschrift angebracht. Allerdings ist auch hier wie bei der Trinkkanne das Flächelornament weggefallen, d. h. die Dekoration ist schlichter geworden und besteht jetzt nur noch aus den Marken. Die Verwendungweise dürfte dieselbe gewesen sein.

¹⁰ Dazu Hintze 1923, wie Anm. 2, S. 90, Nr. 497: „Teller, getieft; auf dem 3 cm breiten Rande gravierte Initialen von 1761. Dm. 23,7 cm“.

Das Prunkstück der Eutiner Zinnsammlung ist eine Rokoko-Terrine in Silberart von Johann Jacob Kooke (EM 1984/61)¹¹. „Silberart“ bezeichnet die Gestaltung von Zinngegenständen, die silbernen Vorbildern nachempfunden sind. Typisch für diese Manier im Stil des Rokoko sind bei der Eutiner Terrine der zonierte an- und abschwellende Körper, die „eingerollten“ Füße und der verspielte asymmetrische Deckelknopf. Ursprünglich war sie hellsilbern glänzend poliert, was man an einigen Stellen noch erkennen kann. Hierdurch sollte ebenfalls ein silbernes Aussehen imitiert werden. Passend zum Aussehen des Stücks hat Kooke hier seine größten und prunkvollsten Marken angebracht, den Hinweis beinhaltend, daß es sich um „ENGLISCH ZIN“ handelt, also besonders gutes Material.

Einen anderen Stil repräsentiert ein klassizistisch antikisierender Kerzenständer in Säulenform von Johann Jacob Kooke (EM 1986/75), an dem bei näherer Betrachtung sehr schön zu erkennen ist, wie er aus verschiedenen Gußstücken zusammengesetzt worden ist. Möglicherweise handelt es sich um eine Girandole, also einen Armleuchter, wofür es ein Beispiel aus Grimma ganz ähnlicher Form gibt¹². Dort dient der Schaft zur Aufnahme eines geschwungenen zwei- oder mehrarmigen Gestells mit Kerzenhaltern an den Enden, konnte aber auch alleine als Ständer für eine einzelne Kerze gebraucht werden. Beim Eutiner Stück ist kein separater Halter mit Tropfschutzplatte für eine einzelne Kerze vorhanden, wie er sonst bei Kerzenständern vorkommt, was für eine Girandole sprechen würde. Er kann natürlich genauso verloren gegangen sein wie allerdings auch das Gestell für einen Armleuchter. Die Engelsmarke, die dieser Kerzenständer auf der Unterseite trägt, ist im Markenverzeichnis von Erwin Hintze nicht enthalten, stellt aber eine Variation der Marke dar, die auf der zuvor beschriebenen Terrine eingeschlagen ist.

Ein Berufskollege von Johann Jacob Kooke war Carl Friedrich Lembke in Lütjenburg. Ursprünglich kam er wohl aus Schwerin. Seine Marken sind bei Hintze verzeichnet, jedoch unter der Rubrik „ungedeutete Marken“. Durch die Arbeit und den Hinweis von Heinz-Wilhelm Hansen aus Preetz konnte Lembke identifiziert werden¹³. Lembke wurde nach Auskunft seiner Marke 1772 Meister und stellte

¹¹ Dazu Hintze 1923, wie Anm. 2, S. 90, Nr. 498: „Deckelterrine, oval, gerippt und profiliert auf Silberart; mit vier Volutenflüsschen und zwei Griffen. Auf dem Deckel ein Knopf mit reichen Rokoko-Ornamenten. Dm. 21x28,5 cm. L. mit Griffen 32,7 cm“.

¹² Siehe Dieter Nadolski: Altes Gebrauchs-Zinn. Aussehen und Funktion über sechs Jahrhunderte. Leipzig 1983, S. 236, Nr. 320.

¹³ Dr. Hansen ist Sammler und bereitet eine Veröffentlichung über schleswig-holsteinische Zinngießer vor.

1774 einen Antrag, um in Eutin tätig werden zu können. Damit drohte er zum unmittelbaren Konkurrenten von Johann Jacob Kooke zu werden¹⁴.

Bei Hintze ist für den älteren Kooke noch ein „Trinkkrug“ im Eutiner Museum mit der eingravierten Datierung „1796“ verzeichnet (EM 574)¹⁵. Von der Form her gleicht er den oben beschriebenen Trinkkannen, ist aber wesentlich kleiner und besitzt nur ein Fassungsvermögen von gut 1¼ Litern, weshalb er hier als „Humpen“ bezeichnet wird. Der Deckel ist abgebrochen und sitzt lose auf dem Körper auf, indem er über dessen Rand greift. Außen auf dem Deckel ist „HHB ANNO 1796“ eingraviert, auf dessen Innenseite sind die Marken von Johann Jacob Kooke eingeschlagen. Merkwürdigerweise taucht auf der Wandung des Körpers auch noch die Jahreszahl „1815“ auf. Bei kritischer Untersuchung wird nicht klar, wie der Deckel am noch vorhandenen Scharnier funktionstüchtig befestigt gewesen sein soll, und deutlich, daß das Zinn von Deckel und Gefäß jeweils eine andere Färbung besitzt. Über der Jahreszahl auf der Wandung entdeckt man ein verschliffenes, eingraviertes, rundes Ornament, das in einem äußeren Ring wirbelartige Strichgruppen zeigt und im inneren Kreis gepunktet ist. Genau dasselbe Ornament findet sich auf einer unten beschriebenen Schale von Lembke (EM 1984/38), die er auf der Innenseite im Zentrum des Spiegels gemarkt hat. Nach der Reinigung des Humpens, der innen ziemlich belegt war, sind jetzt auf der Innenseite des Bodens die Marken von Carl Friedrich Lembke zu erkennen, was eindeutig beweist, daß Deckel und Körper nicht zu demselben Gefäß gehören.

Warum nun von Kooke ein Deckel gemarkt wurde, macht ein Stück von Lembke mit der Gravur „F.C.S. 1778“ deutlich. Es handelt sich um einen kleinen braunen Tonkrug, wahrscheinlich aus Duinger Steinzeug, der einen auf den tönernen Henkel montierten Zinndeckel besitzt, der auf der Innenseite die Marke Lembkes trägt (EM 586). Dies bedeutet, daß Lembke mit dem Duinger Krug ein importiertes Halbfertigprodukt weiterverarbeitet und veredelt hat und daß der von Kooke gemarkte Deckel aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich auf einem Tonkrug befestigt war. Die Anbringung der Marken bei kompletten Zinngefäßen auf dem Körper war wesentlich sinnvoller weil dauerhafter - bei den Trinkkannen vom Lübecker Maß befanden sie sich gut sichtbar auf der Henkelschulter. Die Angabe

¹⁴ Denkbar ist natürlich auch, daß sie freundschaftlich verbunden oder verwandt waren und beabsichtigten zu kooperieren.

¹⁵ Dazu Hintze 1923, wie Anm. 2, S. 90, Nr. 496a: „Trinkkrug mit zylindrischem Mantel. Boden zugleich Standfläche ragt als Reif über den Mantel. Datiert 1796. (Stadtzeichen ohne Perlrand.) H. mit knopfförmigem Deckeldrucker 23,8 cm“.

zum „Trinkkrug“ bei Hintze ist also zu streichen, zeigt aber, daß beide Teile schon vor 1923 zusammengesetzt worden sind. So haben zwei Produkte der beiden Konkurrenten zu einem Stück vereint Erwähnung in der Fachliteratur gefunden.

Bei der gerade erwähnten Schale von Lembke handelt es sich um eine „Koleschal“ (Kaltschale)¹⁶, eine Schale mit zwei waagerechten Henkeln (EM 1984/38). „Koleschalen“ wurden benutzt, um bei Festlichkeiten wie z.B. Taufen, Hochzeiten etc. Brantweinkaltschale daraus zu löffeln¹⁷. Ähnlich wie beim gemeinsamen Essen am Tisch bediente sich jeder mit dem eigenen Löffel aus der Schale, in der in Brantwein eingebrocktes Brot oder Honigkuchen oder - wie heute noch in Ostfriesland - eingelegte Rosinen waren. Durch die beiden Henkel konnte man die Schale gut weiterreichen. Auf der Seite befindet sich das Ornament, das auch den Humpen von 1815 ziert. Lembke hat seine Marken innen in die Schale geschlagen, obwohl sie durch den Standring auf der Unterseite der Schale dort besser vor Abrieb geschützt gewesen wären. Dies scheint ein für ihn typisches Merkmal zu sein.

Für ein weniger berauschendes Getränk war die Teekanne (EM 1984/41) gedacht, die Lembke in strenger Kugelform, aber mit barockem Henkel gefertigt hat. Im Inneren befindet sich vor der Tülle ein Sieb, das beim Ausgießen die Teeblätter zurückhalten soll. Beim Deckelknopf fehlt die hölzerne Handhabe, so daß nur noch eine untere und obere Scheibe auf einem Stiel sitzen. Die Kanne ist ein Beleg für die zunehmende Verbreitung von Tee und Kaffee in der Bevölkerung im 18. Jahrhundert, weshalb auch mehr und mehr Geschirr für die Zubereitung und das Servieren dieser Getränke hergestellt werden mußte. Die zinnernen Kannen wurden im 19. Jahrhundert durch solche aus Porzellan und emailliertem Blech abgelöst.

Ob für feste oder flüssige Nahrung verwandt, ist beim nächsten Stück Lembkes nicht sicher. Es ist eine zweihenkelige, terrinenartige Schüssel, auf deren Seite ein Vogelflügel eingraviert ist mit der Jahreszahl „1781“ und der Angabe „N° 5“ (EM 1984/33)¹⁸. Eventuell fehlt ein Deckel, denn die Schüssel wurde vielleicht zum Transport von Essen benutzt, wofür ein Deckel sinnvoll ist. Es gibt in ähnlicher

¹⁶ Dazu Hintze 1923, wie Anm. 2, S. 462, Nr. 2504: „Schale mit zwei waagerechten Griffstegen. Dm. ohne Griffe 18 cm. Dm. mit Griffen 26,5 cm“.

¹⁷ Vgl. Hans Wiswe: Die Brantweinkaltschale. Studien um ein Speisebrauchtum. In: Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde, 8 (1964), S. 61-86, mit Taf. 1-8.

¹⁸ Dazu Hintze 1923, wie Anm. 2, S. 462, Nr. 2503: „Terrine, rund gebauht, mit zwei verzierten Griffen. Graviert mit Flügel und Jahreszahl 1781. Deckel fehlt. Dm. mit Griffen 22,5 cm“.

Form in Norddeutschland die sogenannten Wöchnerinnenschüsseln, und auch die sogenannten Hangelpötte hatten als Transportgefäße einen Deckel, den man durch Bohrungen am Rand der Gefäßkörper sogar zubinden konnte. Für den Eßtisch ist die Eutiner Schüssel im Vergleich mit anderen Schüsseln und Terrinen zu klein. Unklar bleibt die Nummerierung. Nach Ausweis des Eingangsbuchs ist dieses Zinngerät aus dem Nachlaß eines Eutiner Gastwirts in die Sammlung gekommen und zwar spätestens 1895. Es gibt noch einen kleinen Humpen im OHM (EM 1984/40), auf dessen Deckel „N° 9“ eingraviert ist.

Von Johann Benedict Kooke (Kook) gibt es die meisten und größten Zinngerätschaften im OHM Eutin. Der Sohn des Zinngießers Johann Jacob Kooke und Patensohn von Johann Hinrich Wulff (Taufe am 15.3.1761) lernte bis 1779 bei seinem Vater. Nachdem er am 6. August 1805 ein Schreiben an das Rostocker Amt gerichtet hatte, erlangte Kooke vor dem Lübecker Amt das Meisterrecht nach Eutin. Am 2. September 1830 starb Johann Benedict Kooke an Auszehrung, was wahrscheinlich bezeichnend für den Niedergang seines Berufsstandes zu dieser Zeit ist, wenn man die Tuberkulose als Todesursache auch bei ihm als „soziale“ Krankheit ansieht.

Zunächst fällt ein Humpen auf, der sich von den vorigen deutlich unterscheidet, weil er gedrungenere ist (EM 575)¹⁹. Auf dem Deckel sind die Initialen „H.J.B.“ und darunter die Jahreszahl „1827“ eingraviert. Dieser stämmige Humpen zeigt, daß die Form der Trinkkanne nach Lübecker Maß aufgegeben und dafür auch in Norddeutschland die modernere Form des Walzenkruges bevorzugt wurde. Allerdings hat Johann Benedict den Henkel, der jeweils extra gearbeitet und dann an den Gefäßkörper angegossen wurde, anscheinend mit derselben Gußform hergestellt wie sein Vater Johann Jacob Kooke denjenigen bei seiner Trinkkanne (EM 1984/25) 50 Jahre zuvor, da die Abfolge der Grate der Fiederung ganz genau übereinstimmt. Es handelt sich also um ein schlichtes, biedermeierliches Gefäß mit einem barocken Henkel, bedingt durch produktionstechnische Umstände und eine sparsame Verwendung der teuren Gußformen.

Wesentlich kleiner als der Humpen ist ein Zinnbecher mit der Darstellung eines Schützenplatzes beim Vogelschießen (EM 1984/31). Es ist ein einfacher Becher mit vierstufigem Fuß. Das zentrale Motiv ist die Stange mit dem Holzvogel als Ziel

¹⁹ Dazu Hintze 1923, wie Anm. 2, S. 91, Nr. 499a: „Trinkkrug, zylindrisch. Boden zugleich Standfläche ragt in profiliertem Reif über den Mantel. Auf dem Henkelrücken gefiederter Blattstab in Reliefguss. Auf dem Deckel Initialen von 1827. Deckeldrucker fehlt. H. 18,8 cm“.

auf der Spitze, rechts und links davon stehen jeweils ein Hauszelt und ein Baum (hinter dem linken Zelt eine Kirchturmsilhouette?). Es handelt sich wahrscheinlich um einen Preis beim Vogelschießen. Dieser Becher konnte bei der elektronischen Inventarisierung Johann Benedict Kooke zugewiesen werden, denn er hat bei diesem Becher - wie Lembke - seine Marken innen auf dem Boden angebracht, die wegen Verschmutzungen zunächst nicht zu erkennen waren. Hier macht diese Art der Anbringung Sinn, da der Boden ganz flach ist. Das bescheidene Stück zeigt außerdem, daß der Zinngießer nicht nur aufwendige und große Geräte herstellte, sondern auch kleine und einfache.

Im Gegensatz dazu steht eine massive Schüssel (EM 1984/58)²⁰, die eine modernere Form zeigt als das „Klumpfatt“ von Wulff. Die Fahne des „Klumpfatts“ ist gleichsam hoch gerutscht und sitzt nun an der Oberkante des Kragens, der Wandung, wie bei heutigen Schüsseln mit breitem Rand. Die Oberfläche ist ganz schlicht - nur eine umlaufende Rille um den Spiegel und eine abgesetzte wulstige Lippe als Rand können als Verzierungen gelten. Das Zinn selbst allerdings ist hell silbern glänzend, und eventuell handelt es sich um sogenanntes Silberzinn ohne Anteile von Blei. Die Schüssel ist allerdings in jüngster Zeit stark poliert worden. Auf der Fahne ist laienhaft eingeritzt „HM“. Wenige Schnittspuren deuten wiederum auf eine hauptsächliche Nutzung zusammen mit Löffeln. Aber der jüngere Kooke hat auch noch die altmodische Form der Kragenschüssel produziert, was man leider nur noch dem Verzeichnis von Hintze entnehmen kann, da das betreffende Stück im OHM nicht mehr vorhanden ist²¹. Auch eine Erkenntnis der Inventarisierungsmaßnahme.

Laienhafte Einritzungen auf Zinngegenständen scheinen üblich gewesen zu sein, sind aber manchmal schwer zu entdecken oder schlecht erhalten. Ein außergewöhnliches Beispiel hierfür sind zwei säulenartige, schlichte Kerzenständer von Johann Benedict Kooke (EM 1984/47), die an den klassizistischen Kerzenständer von seinem Vater erinnern. Auf dem Rand der Fußscheibe ist jeweils ein „K“ eingraviert, das entweder ein Besitzermonogramm darstellen kann oder eine äußerlich sichtbare Markierung, zusätzlich zu den Marken von Kooke. Nur nach der Reinigung und im Streiflicht war zu erkennen, daß um den runden Schaft des einen

²⁰ Dazu Hintze 1923, wie Anm. 2, S. 91, Nr. 499b: „Schüssel mit 4,5 cm breitem Rande. Dm. 34,3 cm“.

²¹ Dazu Hintze 1923, wie Anm. 2, S. 19, Nr. 499c: „Schüssel mit zylindrischem Einsatz. Dm. 34,5cm“. Das ist dieselbe Terminologie wie bei der durch Inschrift gesicherten Kragenschüssel Wulffs.

Stücks in mittlerer Höhe nadelfein der Name „Heinri[c]h Fick“ und die Jahreszahl „1822“ (EM 1984/43) eingritz worden sind²². Möglicherweise handelte es sich hierbei entweder um den Besitzer oder den Geber.

Ein ganz anderes Aussehen haben die balusterförmigen Kerzenständer mit glockenförmigem Fuß (EM 1984/44, EM 1984/54). Schaft und Fuß sind wie bei den vorhergehenden getrennt gearbeitet und dann zusammengelötet. Im OHM gibt es einen weiteren Kerzenständer von Johann Benedict Kooke mit derselben Schaftform (EM 1610), jedoch steht sein glockenförmiger Fuß auf einer quadratischen Platte (Plinthe) und nicht auf einer Kreisscheibe. Die unterschiedlichen Gußformen konnten wie in einem Modulsystem miteinander kombiniert werden, was Kooke auch beim Humpen (EM 575) und dessen Henkel anwandte. Die gänzlich andere Form wird deutlich im Vergleich zu dem klassizistischen, sogar kannelierten Kerzenhalter von Johann Jacob Kooke.

Außer dem oben vorgestellten Schützenpreis gibt es noch zwei andere Zinngefäße von Johann Benedict Kooke mit flachem Boden, beide sind aber erheblich größer als der Becher. Das eine ist eine zylindrische, 33 cm hohe Schraubkanne (EM 557). Über der runden Schulter ist auf das Mündungsgewinde ein scheibenförmiger Deckel aufgeschraubt, in dessen Mittelöse ein Zinnring als Tragegriff hängt. Die Kanne diente jedenfalls zum Transport von Flüssigkeiten. Noch die alten blechernen Milchkanen der 60er und 70er Jahre des 20. Jahrhunderts besaßen diese Form. Im Eingangsbuch wurde 1903 eingetragen, daß mit der Kanne früher Bier mit aufs Feld genommen wurde. Eine gleichförmige, etwas kleinere Kanne von Kooke hat auf dem Deckel einen regelrechten Tragegriff²³. Diese Schraubkanen finden sich sonst meist viereckig, achteckig oder in Süddeutschland auch spiralig; etwas kleinere dienten im kirchlichen Bereich zum Transport von Taufwasser oder Abendmahlswein²⁴. Die Kanne war zunächst keinem Zinngießer zugeordnet, da die Marken auf dem flachen, verschmutzten Boden nicht zu erkennen waren. Nach der Zuordnung zu Johann Benedict Kooke, die eindeutig ist,

²² Ein „Hauptlehrer Fick“ aus Fissau lieferte um 1900 mehrere Gegenstände für die Museumssammlung. Leider ist das Paar Kerzenleuchter ohne Herkunftsangabe.

²³ Vgl. Walter Dixel: Das Hausgerät Mitteleuropas. Wesen und Wandel der Formen in zwei Jahrtausenden. Deutschland, Holland, Österreich, Schweiz. Braunschweig 1962, S. 334, Nr. 722.

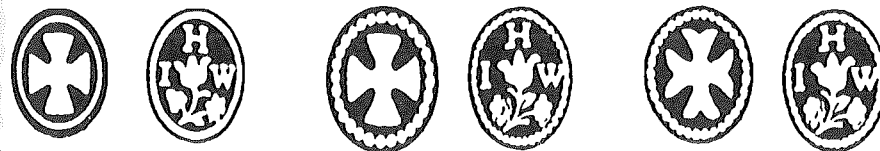
²⁴ Drei gleich große und ähnlich geformte Kannen sind im Harburger Helms-Museum vorhanden, vgl. Nickel 1996, wie Anm. 7, S. 93, Nr. 12, 13 mit Abb. S. 130; S. 102, Nr. 69 mit Abb. S. 144.

ergab sich ein scheinbarer Widerspruch: Die auf einem umlaufenden Absatz der Schulter eingravierten Initialen mit der Jahreszahl „H H S M 1764“ zeigen, daß eine solche Inschrift den Gegenstand nicht unbedingt datiert, da Johann Benedict Kooke erst 1761 getauft worden war und erst 1805 Zinngießermeister wurde. Die eingravierte Jahreszahl muß also nicht mit dem Herstellungsdatum übereinstimmen, sondern kann sich auf Geburtsdaten, Jubiläen u. a. beziehen.

Ganz ohne Inschrift und Verzierung ist das letzte vorzustellende Stück von Johann Benedict Kooke, eine bauchige, flachbodige Henkelflasche von gut 36 cm Höhe (EM 1984/26). Sie imitiert eindeutig ebenso große und gleich geformte Keramikflaschen (Kruken). Diese außergewöhnliche Form für ein Zinngefäß dürfte auch in der Herstellung nicht ganz einfach gewesen sein. Die Größe erforderte offenbar einen hohen Materialeinsatz, so daß die Flasche sehr massiv und schwer wurde. Ein Verschluß fehlt hier, vielleicht gab es aber einen Korken aus organischem Material. Möglicherweise stellt diese Zinnflasche den Versuch dar, durch innovative Formen dem Niedergang des Zinngießerhandwerks entgegenzuwirken, ein Vorhaben, das letztlich scheitern mußte.

Die vorgestellten Gegenstände und ihr Kontext zeigen deutlich, wie lohnend eine nähere Beschäftigung mit ihnen ist. Dem einzelnen Gegenstand kann manches Geheimnis entlockt werden, und anhand von Geschichten, die den Gegenständen abgelesen werden können, kann Geschichte dargestellt werden. Eine derartig und in allen Bereichen aufgearbeitete Sammlung kann jederzeit zur Illustration von unterschiedlichsten Ausstellungen herangezogen werden und macht diese dann spannend und interessant.

Marken der Eutiner Zinngießermeister
(weiß ist erhaben)



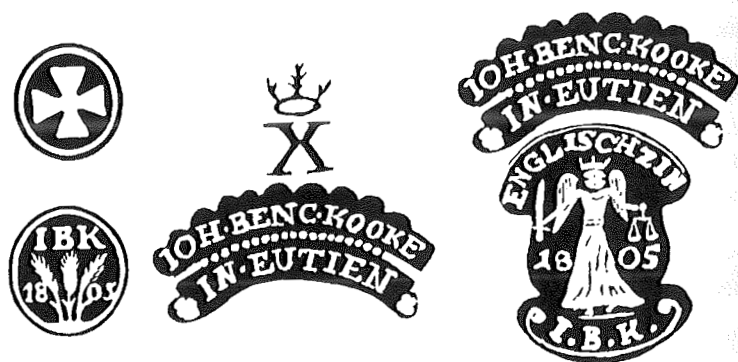
Marken von Johann Hinrich Wulff nach Hintze 1923.



Marken von Johann Jacob Kooke nach Hintze 1923,
letzte Marke Umzeichnung vom Verf.



Marken von Carl Friedrich Lembke nach Hintze 1923.



Marken von Johann Benedict Kooke nach Hintze 1923, die beiden
letzten Marken Umzeichnungen vom Verf.

Berichte und Mitteilungen

Tagung der GVSH zum Thema Volkskunde und Denkmalpflege

Doris Tillmann

Am 13. Oktober 2001, 10-17 Uhr, veranstaltet die Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein eine Tagung zum Thema Volkskunde und Denkmalpflege. Tagungsort ist das Schleswig-Holsteinische Freilichtmuseum in Molfsee. Grundgedanke ist, daß viele historische und zeitgenössische Bauten aller Art für die volkskundliche Forschung wie für die Arbeit der Denkmalpflege gleichermaßen interessant sind - einerseits als Untersuchungsobjekte, andererseits als schützenswerte Baudokumente und Teile einer Kulturlandschaft, die es zu erhalten gilt. Die Tagung will die Berührungspunkte und gemeinsamen Belange von Volkskunde und Denkmalpflege darstellen, die Möglichkeiten der Zusammenarbeit ausloten und die dabei auftretenden Problemfelder ansprechen.

Aus Sicht der Volkskunde ist das Baudenkmal ein Sachdokument und damit Quelle der Hausforschung, über die wiederum andere Fragestellungen der Kultur- und Sozialgeschichte erschlossen werden können. Auf der Tagung soll erörtert werden, wo die volkskundliche Hausforschung heute steht (welche Gebäudeformen und welche Fragestellungen sind ihr Thema?) und wie ihre Ergebnisse in die praktische Arbeit der Denkmalpflege einfließen können. Wo gibt es Möglichkeiten der Kooperation, wo Defizite und wo wird mehr Initiative nötig sein?

Es wird weiterhin gefragt, inwieweit die volkskundliche Bedeutung von Objekten bei der Unterschutzstellung heute berücksichtigt wird (gesetzliche Grundlagen, Arbeitsweise, Konzepte und wissenschaftliche Ansätze der Denkmalschutzämter, Beispiele für Gebäude, die in der Vergangenheit unter Schutz gestellt wurden). Dabei geht es auch um die Wertigkeit bzw. Schutzwürdigkeit solcher Gebäude, die sonst keine architektonischen oder stilistischen Besonderheiten aufweisen.

Ein Sonderthema ist der Denkmalschutz im Museum, speziell im Freilichtmuseum, wo die translozierten Gebäude von den gesetzlichen Schutzbestimmungen nicht erfaßt werden, obwohl sie wichtige kulturhistorische Baudokumente darstellen. Welche Bedeutung und Konsequenz hätte eine Unterschutzstellung der Häuser

für ein Museum? Wieweit erfüllt ein Freilichtmuseum durch die Instandhaltung der Gebäude denkmalpflegerische Aufgaben?

Die Tagung findet in Zusammenarbeit mit dem Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum statt und wird u.a. durch die Deutsche Stiftung Denkmalschutz gefördert.

Tagung AG Technikgeschichte

Vom 19. bis 21. Oktober 2001 findet die diesjährige Tagung der AG Technikgeschichte in der Gesellschaft für Arbeit, Technik und Wirtschaft im Unterricht (GATWU) im Landwirtschaftsmuseum in Meldorf/Dithmarschen statt. Thema ist:

Von der Selbstversorgung zur industriellen Massenproduktion - Industrialisierung von Landwirtschaft im historisch-genetischen Lernen

Am Beispiel der Entwicklung der regionalen Landwirtschaft und ihrer Darstellung in der landtechnischen Sammlung des Landwirtschaftsmuseums in Meldorf soll insbesondere der Phase des Übergangs in der Nahrungsmittelproduktion von der bäuerlichen Handarbeit zur Technisierung und Industrialisierung, von der Selbstversorgungswirtschaft zur Kapitalverwertung sowie unterrichtspraktischen Zugängen zu diesem Thema nachgegangen werden.

In einem Forum stellen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer aktuelle Arbeitsschwerpunkte bzw. unterrichtspraktische Erfahrungen zu diesen und anderen Inhalten vor.

Der Betrieb des Landwirtschaftsmuseums und seiner Cafeteria erfolgt durch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Meldorfer Werkstätten, einer Behinderteneinrichtung. Das bietet Anlaß, der Frage nachzugehen, wie es möglich ist, dass die Gesellschaft auch in Zukunft allen Menschen Arbeit bietet.

Anmeldung bitte möglichst bald bei Peter Gohl, Postfach 37, 25837 Friedrichstadt (e-mail PGohl@t-online.de).

Es sind auch noch Beiträge zum Thema möglich. Eine differenzierte Programmplanung wird nach Anmeldung zugeleitet

Ein Zeitzeugenbericht über landwirtschaftliche Wanderarbeiter auf Fehmarn in den 1920er Jahren

Hans-Joachim Koll

Vorbemerkung

Bei dem folgenden Bericht über Saisonarbeiter auf Fehmarn in den 1920er Jahren handelt es sich um die sinngemäße Wiedergabe und Zusammenfassung von drei narrativen Interviews, die ich im Winter 2000/2001 mit Herrn Karl Untermann (geb. 1916) aus Oldenburg/Holstein im Rahmen einer Lehrveranstaltung zum Thema Landarbeiter am Seminar für Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel geführt habe. Während der Suche nach dem Verbleib der Privatsammlung von Hermann Stengel, die Ernst Thomsen 1980¹ in Vorbereitung seiner Dissertation noch gesehen hatte, machte mich die Tochter des inzwischen verstorbenen Hermann Stengel darauf aufmerksam, daß ihr Vater in der Heimatforschung Kontakt zu Herrn Karl Untermann gepflogen habe. In einem Telefonat, in dem ich mich auf mein Studium der Volkskunde und meine geplante Hausarbeit über Wanderarbeiter bzw. „Monarchen“ auf Fehmarn bezog, erklärte sich Herr Untermann gern bereit, von seinen Beobachtungen und Erlebnissen zu berichten. Aus einem Besuch wurden dann drei Interviews mit einer Gesamtdauer von gut zwei Stunden, in denen Herr Untermann auf gelegentliche Nachfragen immer mehr Details erzählte. Die Erzählungen verliefen sehr flüssig und benötigten nur wenig thematische Eingrenzung, aber keine vorgegebene Strukturierung; diese ergab sich erst durch die Zusammenstellung der zeitlichen Phasen. Herr Untermann sprach plattdeutsch; ich machte mir hochdeutsche Notizen als Grundlage einer plattdeutschen Niederschrift, die Herr Untermann geprüft hat. Aus diesem autorisierten Text ist die folgende Transkription entstanden.

Transkription

Ich habe als Junge in Oldenburg in der Burgtorstraße gewohnt. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite stand die „Maurer- und Zimmererherberge“ von

¹ Ernst Thomsen: Landwirtschaftliche Wanderarbeiter und Gesinde in Schleswig-Holstein 1880-1914. Kiel 1982 (Diss.).

Immanuel Both, das frühere „Gast- und Logierhaus Rudolf Oeverdieck“, das vor dem Ersten Weltkrieg niedergebrannt ist. Wir nannten es die „Herberge“. Wir machten einen großen Unterschied zwischen „Monarchen“, das waren Landstreicher, die nicht arbeiten wollten, und den fleißigen „Kunden“, die im Frühjahr nach Oldenburg kamen und sich allmählich auf die Erntesaison vorbereiteten. Sie kamen meist aus Norddeutschland, aber auch aus der Bremer Gegend und aus dem Ruhrgebiet, das damals von den Franzosen besetzt war. Die meisten waren wohl verlorene Existenzen. Einer, so weiß ich, war sogar Professor. Wenn sie kamen, hieß es: „Die Kunden sind da!“. Die Kunden nannten die Monarchen „Schmarotzer“, mit denen sie nichts zu tun haben wollten.

Einzelne fanden sich etwa Anfang April ein. Sie hielten sich zuerst mit dem Holzhacken bei Bauern über Wasser. Manche haben auch beim Torfstechen und Torfbaggern geholfen und sich so einige Groschen verdient. Die Kunden, die auf die Saison warteten, haben in der Herberge übernachtet. Da gab es einen großen Raum, die Kundenstube, wo sie sich aufhalten konnten. In der einen Wand gab es ein Loch, da wurden Schnaps und Bier hindurchgereicht, wenn bezahlt worden war. Das Gros kam um den ersten Mai herum. Zuerst suchten sie nach Gelegenheitsarbeit. Um Mitte/Ende Juni wurden es mehr; sie konnten in der Heuernte helfen. Auf Ehlersdorf (ein Gut in der Nähe Oldenburgs; der Bearb.) benötigten sie immer ungefähr 25 Mann. Sie schliefen in einer Scheune. Da hatten sie auch ihr bißchen Seife, Handtuch und ähnliches. Einer wurde abgestellt, der aufpassen musste, daß nichts gestohlen wurde. Die Kunden selber haben nichts gestohlen; sie sind in Oldenburg auch niemand auf die Nerven gefallen. Wenn es doch ein wenig Lärm gab, kam unser Stadtpolizist Oskar Grimm mit seiner rauen Stimme und der flachen Klinge seines Säbels. Er drohte ihnen nur, sie in das Gefängnis beim Rathaus zu stecken, dann war schon Ruhe. Einige hatten auch ein Arbeitsbuch. Das brauchten sie, um Handgeld, sieben Mark die Woche, zu bekommen. Etwa Mitte/Ende Juni hatten sich um 150 bis 200 Kunden versammelt. Sie konnten in der Herberge an jedem Tag einen Teller Suppe für 25 Pfennige bekommen. Besonders die Erbsensuppe hat gut geschmeckt. Die Kunden mußten sich alle in einer Reihe aufstellen; der Kundenälteste war dafür verantwortlich, daß alles seine Ordnung hatte. Wenn die Sonne schien, lagen sie alle auf den hohen Kanten vor den Häusern und ließen es sich gut gehen. Uns Oldenburger Jungen hat es immer gut gefallen, daß die Kunden so interessante Geschichten aus der Fremde erzählen konnten. Ungefähr zwischen dem 20. Juni und dem 1. Juli verschwanden sie alle zu Fuß zum Sund hin (gemeint ist der Fehmarnsund, der mit einem Schiff

überquert werden mußte; der Bearb.). Wer kein Geld für die Überfahrt hatte, kam auch umsonst hinüber.

Meine Mutter war Fehmaranerin, ihr Bruder lebte noch auf Fehmarn. Eines Tages, es war 1928, fuhren wir nach Landkirchen zu meinem Onkel Joachim Wulff, der zwischen Teschendorf und Landkirchen wohnte. Da habe ich mir angesehen, wie die Anwerbung der Kunden vor sich ging.

Einige Tage vor dem Termin gab es im Dorf einen Aushang, auf dem alles Wichtige stand. Dann wurden die Straßen abgesperrt, und wer von den Arbeitern zu spät kam, der wurde nicht mehr zugelassen. Zuerst hielt der Bürgermeister eine kleine Rede und begrüßte sie als „unsere fleißigen Erntehelfer“. Dann wurden die rund 200 Mann in Gruppen zu je 20 Mann abgezählt. Der Älteste jeder Gruppe war so eine Art Vormann. Diese Vormänner wählten zwei Verhandlungsführer. Die Bauern hatten schon vorher zwei Verhandlungsführer gewählt: Mackeprang aus Teschendorf und Rauert aus Puttgarden. Jetzt begannen die Verhandlungen über das Erntegeld: Bezahlt werden sollte nach Arbeitstagen von morgens sieben Uhr in der Ernte, von neun Uhr, wenn das Korn ein wenig abgetrocknet war, beim Dreschen, bis abends zum Dunkelwerden. Es sollte einen Gesamtlohn für die ganze Arbeit geben, ungefähr 170 - 180 Mark auf einem mittleren Hof und 250 - 260 Mark auf einem großen Hof, auf dem es mehr Arbeit gab. Eine andere Möglichkeit war ein Tagelohn von 27 Mark sowie Verpflegung und Unterkunft bei dem Bauern. Was war aber bei Regenwetter, wenn sie nicht arbeiten konnten? Dann sollte es Verpflegung, aber kein Geld geben. Wenn einer der Helfer krank wurde, mußte er den Arzt nehmen, den der Bauer auch hatte. Vom Lohn wurde ein Drittel abgezogen, oder es gab gar kein Geld. Wer länger als fünf Tage krank wurde, wurde entlassen oder er mußte in das Krankenhaus nach Oldenburg (gebracht werden). Es kam aber nur ganz selten vor, daß einer krank wurde. Meistens haben sie sich selbst geholfen. Wenn sie zum Beispiel Ausschlag hatten, legten sie sich Eichenrinde auf; das hat geholfen. Wenn die Verhandlungsführer sich einig geworden waren, wurde noch abgestimmt: Mehr als die Hälfte der Kunden mußte dafür sein. Jetzt stellte sich der Ortspolizist auf den Tisch und rief: „Alle mal herhören! Was hier mündlich vereinbart und mit Handgeld abgemacht worden ist, das gilt wie ein Schreiben mit Unterschrift. Wer sich nicht daran hält, wird acht Tage bei Wasser und Brot eingesperrt und nach Wagrien (aufs Festland; der Bearb.) abgeschoben“. Zum Abschluß bedankte sich der Bürgermeister und gab für jeden zwei Schnäpse aus: „Auf einem Bein kann man nicht stehen“. Jetzt begann das Aufteilen. Die Bauern sagten an, wie viele Leute sie benötigten. Einige

hatten auch „Stammkunden“. Der „Wortführer“ jeder Gruppe bekam einen Zettel, auf dem stand, wohin sie sich wenden sollten. Der Bauer hat sie dann immer mit einem großen Schnaps und drei Mark Handgeld begrüßt. Das war gleichzeitig die Arbeitsverpflichtung, an die sich beide Seiten zu halten hatten.

Die Arbeit bestand zunächst aus dem Anmähen, Garbenbinden und Aufhocken der ersten Reihe, in der nachher der Selbstbinder fahren sollte. Danach kam das „Dreschen aus der Hocke“, bei dem der „Dreschdampfer“ auf dem Hof stand und das Korn zwischengefahren wurde. Ich sollte bei der Ernte mithelfen. Wir Jungen haben das Korn „zwischengefahren“, das heißt, vom Feld zu der Scheune, an der gedroschen wurde. Zu den „Dreschdampfern“ gehörten ungefähr 15 bis 20 Mann, nur bei den ganz großen gab es mehr Leute.

Wenn die letzten Garben abtrockneten, war es bald soweit: Die Staker (Leute, die die Garben mit der Forke auf das höher werdende Fuder wuchteten, „stakten“; der Bearb.) hatten es so eingerichtet, daß das letzte Fuder nur halb voll wurde. Dann stiegen sie auf den Wagen zu den Frauen, es war durchweg so, daß die Frauen luden. Einer der Staker hielt mit der Forke die letzte Garbe hoch, und der Wagen fuhr langsam zur Dreschmaschine. Dann übergab der Staker die letzte Garbe an den Bauern. Der leere Wagen fuhr auf die Seite, und der Bauer stakte die Garbe auf die Dreschmaschine. Alle klatschten in die Hände und sagten: „Nun Bauer, schenk ein!“. Jeder bekam einen Schnaps und eine Flasche Bier, und der Bauer sagte: „Nun hört her! Ich lade euch morgen um elf Uhr zum Erntebier ein“. Wir waren mit uns beiden Jungen, die wir zwischengefahren hatten, 15 Mann. Von diesen 15 Mann waren sechs „Kunden“; die anderen Arbeitskräfte kamen aus dem Dorf. Am nächsten Tag waren alle da. Es gab frische Suppe mit vielen Fleischklößen, dazu Reis und Rosinen. Nach dem Essen gab es für jeden zwei Flaschen Bier und ein Glas Kümmel. Mehr gab es nicht - kein Bauer wollte sich sagen lassen: „Es sind welche betrunken vom Hof gegangen“. Jetzt zählte der Bauer das Geld für jeden ab. Es mußte passend sein, weil niemand wechseln konnte. Dann wurde ausgezahlt. Die Bauersfrau gab jedem noch ein Paket mit fünf Scheiben belegtem Brot und einem Stück Speck mit auf den Weg, und dann hieß es: „Na, denn Tschuß bis zum nächsten Jahr“.

Nach der Saison kamen die Kunden nach und nach wieder zurück (nach Oldenburg; der Bearb.) und haben da geholfen, wo es noch Arbeit gab. Sie zogen der Ernte und dem Dreschen nach. Wenn mein Vater Leute zum Dreschen brauchte, ging er in die Herberge in die Kundenstube hinein und sagte: „Ich brauche 14 Mann zum Dreschen“. Bei uns wurde „aus dem Diemen“ oder „aus der

Scheuer“ gedroschen. Wenn die 14 Mann zusammen waren, bekam jeder drei Mark Handgeld. Das wurde aber gleich in Kümmel umgesetzt. Nach der Ernte haben einige im Damloser Holz mit geholfen, wo die große Auktion für die Fehmaraner Bauern stattfand. Auf Fehmarn gab es ja keinen Wald. Da haben sie dann Holz gesägt und gehackt. Einige der Kunden haben sich in Oldenburg ein Fahrrad gekauft und sind damit weiter gefahren. „Mit dem Fahrrad Marke Miele kommt sehr leicht und schnell zum Ziele“. So ein Rad habe ich mir auch gekauft. Über den Winter haben einige bei Bauern für Verpflegung und Unterkunft die Kühe versorgt. So um 1929/30 gab es keine Kunden mehr, weil die Bauern ihr Korn nicht mehr verkaufen konnten und daher auch keine Helfer benötigten.

Komplexe Welt und kulturelle Ordnungssysteme *Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde*

Silke Göttisch

Vom 24. bis 28. September 2001 findet in Jena der 33. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde statt. Er widmet sich dem Thema „Komplexe Welt. Kulturelle Ordnungssysteme als Orientierung“. Tagungsort ist die Friedrich-Schiller-Universität, Fürstengraben 1, 07743 Jena (Aula und Hörsäle des Hauptgebäudes der Universität).

Die leitende Fragestellung des Kongresses zielt auf die Konfrontation des Menschen mit der tatsächlichen oder vermeintlichen Komplexität der Welt, in der er lebt, als einer gegenwärtigen wie auch historischen Alltagserfahrung. In den letzten Jahren ist unter den Stichwörtern Risikogesellschaft, reflexive Modernisierung, Globalisierung, Europäisierung usw. nicht nur die wissenschaftliche, sondern auch die öffentliche Diskussion darüber intensiviert worden, wie sich die zunehmende Transformation sozialer und nationaler Identitäten auf die Gesellschaft auswirkt. Gerade die Volkskunde als Kultur- und Ethnowissenschaft sollte aufgrund ihrer facheigenen Forschungstraditionen und -felder an dieser Diskussion teilhaben. Die Frage nach den kulturellen Ordnungen gehört zu den das Fach Volkskunde konstituierenden Konzepten.

Entstanden in einer Zeit wachsender gesellschaftlicher Verunsicherung am Ende des 19. Jahrhunderts trug die Volkskunde mit der Idealisierung vorindustrieller

bäuerlicher Lebenswelten zur Konstruktion einer Gegenwart bei. Das Konzept vom Leben in überlieferten Ordnungen (Leopold Schmidt) bestimmte lange Zeit das Wissenschaftsverständnis des Faches. Das Überdenken der älteren Ansätze führte dann aber zu einer Weiterung der Perspektive, die die Frage nach der Transformation kultureller Ordnungssysteme stärker in den Blick nahm.

Soziale, politische und ökonomische Entwicklungen entwerfen überkommenes Wissen und tradierte Deutungsmuster. Sie fordern neue Orientierungen ein. Der Kongreß will im historischen und gegenwartsbezogenen Kontext am Beispiel unterschiedlicher Erfahrungsfelder der Frage nachgehen, in welcher Weise kulturelle Ordnungskonzepte als Orientierung wirken können und wie Menschen diese Ordnungskonzepte umbauen und neu fassen, um die Welt erklärbar zu machen.

Das vollständige Programm der Plenar- und Sektionsveranstaltungen ist in den dgv-Informationen, Folge 110 (2001), H. 2, S. 3-8 aufgelistet. Weitere Auskünfte erteilt die Geschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, c/o Universität Kiel, 24098 Kiel, Tel.: 0431-8804623, e-mail: dgv@volkskunde.uni-kiel.de. Die Geschäftsstelle der dgv ist jeweils am Montag und Freitag, 9-16 Uhr zu erreichen.

Gesuchte Anschriften

Es kommt immer wieder vor, daß Adressenänderungen der GVSH nicht mitgeteilt werden. So werden Sendungen zurückgeschickt, und das Porto ist vergeblich bezahlt. Wer die neuen Anschriften der folgenden Mitglieder kennt, möge sie bitte der Geschäftsführung unter Tel. 04302-279 oder Fax 04302-9439 mitteilen.

Enno Borchers
Grüffkamp 7
24149 Kiel

Thies Völker
Lornsen Platz 13
22767 Hamburg

Ulrike Fröhlich
Bremerstraße 16
24118 Kiel

Giesela Pietsch-Marx
Goethestr. 9
24116 Kiel

Manfred von Essen
Birkenweg 17
22850 Norderstedt

Heike Brümmer
Münstereifeler Str.
53879 Euskirchen

100 Jahre Altonaer Museum am 16.9.2001

Uwe Claassen

Im September 2001 wird das *Altonaer Museum* 100 Jahre alt. Man kann nun einwenden, daß dieses Ereignis bereits 1963 gefeiert worden ist. Diese Feier bezog sich auf die Gründung des direkten Vorgängers, auf das *Öffentliche Museum in Altona*, aus dem das Altonaer Museum 1901 hervorgegangen ist. Einige Privatleute hatten sich im Jahr 1863 zu einem Verein zusammengefunden, um ihre Sammlungen in für jedermann zugänglichen Räumen zu vereinigen und weitere Interessenten anzusprechen, die das Unternehmen finanziell und/oder durch die Zurverfügungstellung ihrer Sammlungen bzw. von Einzelobjekten fördern würden. Ein Unterstützungsauftrag war 1863 so erfolgreich, daß noch im gleichen Jahr Räume angemietet werden konnten und das Museum eröffnet wurde. Im großen Erfolg dieser Unternehmung lag aber auch bereits der Kern ihrer Schwächen: die über große Enge der Lokalität und die Zerrissenheit der Sammlungen. Es kamen so viele Objekte aus den unterschiedlichsten Gebieten, hauptsächlich aus der Naturkunde und der Völkerkunde, zusammen, so daß die Räume schon bald zu eng wurden und die Objekte nicht mehr adäquat ausgestellt werden konnten. Dazu standen sich systematisch zusammengetragene Sammlungen wie ein Herbarium, Zufallssammlungen wie Mitbringsel aus fernen Ländern, Proben von Handelswaren, so z.B. eine

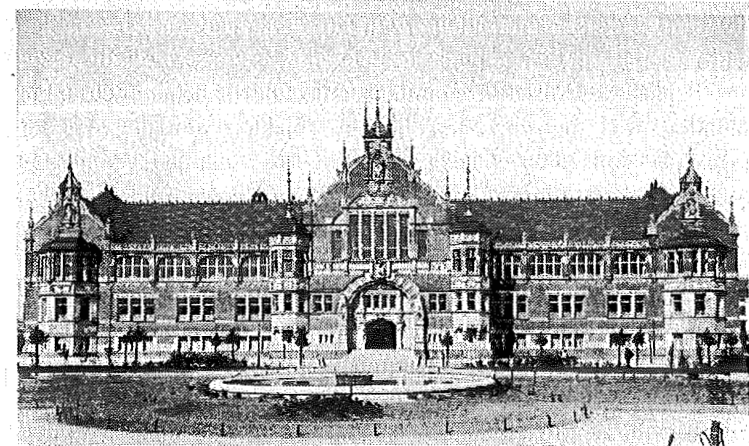


Abb. 1 Altonaer Museum, 1900 (Foto Altonaer Museum)

umfangreiche Sammlung preußischer Bergwerkserzeugnisse, und verschiedenste andere Objekte zusammenhangslos gegenüber. Viele Objekte hatten mit Altona nur so viel zu tun, als sie hier gesammelt worden waren. Da mit der Zeit das allgemeine Interesse am Museum zurück ging, war es auf städtische Subventionen angewiesen, die es ab 1876 auch erhielt. Überlegungen, ein städtisches Museumsgebäude zu errichten, gab es zumindest seit 1870, als aus privater Hand, von den Erben des Müllers Harry, der Stadt zu diesem Zweck ein Grundstück geschenkt worden war. Doch mangelte es noch an Mitteln für die Errichtung des Gebäudes. 1888 gingen die Sammlungen in städtischen Besitz über, wurden aber von den noch lebenden Mitgliedern des alten Museumsvereins weiter betreut. Gefördert durch den Altonaer Bürgermeister Adickes ging mit diesem Wechsel der Trägerschaft auch eine neue Bestimmung der Aufgaben einher: Nun sollte das Museum vermehrt das Verständnis für die Natur- und Kulturentwicklung der engeren und weiteren Heimat, sprich der Provinz Schleswig-Holstein, deren größte Stadt Altona ja war, entwickelt und belebt werden. Auf die konkrete Museumsarbeit hatte dies jedoch bis weit in die 1890er Jahre nur wenig Einfluß, waren die räumlichen und finanziellen Möglichkeiten doch nach wie vor bescheiden. Oft genug waren die ehrenamtlichen Leiter der Sammlungen und die Aufsicht die einzigen Anwesenden während der spärlichen Öffnungszeiten des aus allen Nähten platzenden Museums. Erst nachdem die Finanzierung des neuen Museumsgebäudes Mitte der 1890er Jahre gesichert war und der Lehrer Otto Lehmann, der bereits seit einigen Jahren ehrenamtlich im Museum mitgearbeitet hatte, 1899 zum ersten hauptamtlichen Direktor ernannt wurde, veränderte sich diese Situation. Dreh- und Angelpunkt des neuen Museums wurde die Darstellung der Provinz Schleswig-Holstein. Sammlungsteile, die in keinem Zusammenhang hiermit standen wie die völkerkundlichen Objekte, wurden veräußert. Die Einrichtung einer von Adickes noch vorgesehenen zentralen Ruhmeshalle mit einem großen Denkmal Kaiser Wilhelms I. konnte abgewendet werden. Statt dessen wurde den Bürgern und Industriearbeitern der Stadt ein umfassendes Bild der Natur- und Kulturgeschichte der heimischen Provinz geboten, wie es für das Deutsche Reich und darüber hinaus bis dahin beispiellos war.

Am 16. September 1901 wurde das nun *Altonaer Museum* betitelte Museum in einem Neubau feierlich eröffnet. Lehmann hatte diesen Namen gegen die Alternative „Städtisches Museum“ durchgesetzt. Zwar wurde das Museum von der Stadt getragen, mit dem Begriff „Städtisches Museum“ wurden im Vergleich mit anderen bestehenden Häusern dieses Namens jedoch eher Raritätenkabinette vom

Zuschnitt des ehemaligen *Öffentlichen Museums in Altona* verbunden. Eine solche Assoziation sollte vermieden werden. Das neue Museum präsentierte in Absprache mit bzw. in Abgrenzung zu den Museen in Hamburg und in der Provinz Schleswig-Holstein allein die Natur- und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins in einer stringenten Konzeption und öffnete sich dabei breiten Bevölkerungskreisen als Volksbildungsstätte. Durch die überaus konsequente Umsetzung dieser Ideen ist es gelungen, mit dem Altonaer Museum einen völlig neuen Typ des Regionalmuseums zu entwickeln - das Museum für Landes- und Volkskunde, das zudem ein wichtiger Vorläufer für die Heimatmuseumsbewegung der 1920er Jahre wurde. Die 1901 eröffnete Dauerausstellung, die 1914 in einem Anbau eine erweiterte Aufstellung erfuhr, war im nationalen wie internationalen Maßstab wegweisend. An Sonntagen mußte das Museum zeitweilig wegen Überfüllung geschlossen werden. Fachleute aus dem In- und Ausland besuchten das Haus. Der Direktor Otto Lehmann wurde zu Vorträgen eingeladen, innerhalb Deutschlands und im Ausland über das Museum zu referieren. So wurde das Altonaer Museum zu einem Vorbild für die Neu- bzw. Umgestaltung vieler regionalgeschichtlicher Museen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts - auch über Deutschlands Grenzen hinaus. Das 100jährige Jubiläum dieses neuen Museumstyps gilt es im Jahr 2001 zu feiern. Das Altonaer Museum zeigt aus diesem Anlaß ab September eine Sonderausstellung, die von einer Publikation begleitet wird.

Das Besondere am Altonaer Museum der Jahre 1901 und 1914 war weniger die Orientierung auf die heimische Region. Dies hatten seit der Reichsgründung 1871 viele neu gegründete Museen in ihr Programm geschrieben. Auch der Aspekt der Volksbildung wurde vielfach diskutiert. Während die meisten Museen durch unzureichende Bedingungen - räumlich, finanziell, personell und damit letztendlich auch konzeptionell - sich wie das *Öffentliche Museum in Altona* nicht entfalten konnten, gelang es in Altona Mittel für einen Neubau zusammenzubringen und mit Otto Lehmann einen geeigneten Direktor mit innovativen Ideen und Durchsetzungskraft zu finden. Als sensationell am Altonaer Museum sahen Fachleute wie Besucher erstens, daß alle Aspekte von der Erdgeschichte über die Naturkunde bis zur Kulturgeschichte unter einem Dach vereint waren, zweitens, wie alle Abteilungen dieses Museums für Landes- und Volkskunde miteinander verzahnt und aufeinander bezogen waren und drittens die didaktischen Mittel, durch die es zur Volksbildungsstätte wurde bzw. daß es ein Haus geworden war, das diesen Namen zu Recht tragen durfte. So etwas gab es weder in anderen regional geschichtlichen Museen noch in den Spezialmuseen. Während die Kunst- und Kunstge-

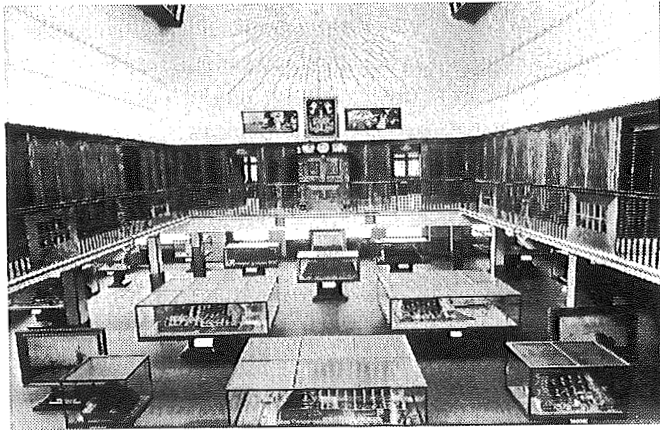


Abb. 2 Große
Säuge- tierhalle,
vor 1914 (Foto
Altonaer Museum)

werbemuseen (vielfach durch Anregungen von Justus Brinckmann und Alfred Lichtwark) den allgemeinen Geschmack, das handwerkliche und künstlerische Vermögen heben wollten und die Naturkundemuseen die Tier- und Pflanzenwelt des gesamten Erdkreises systematisch zu erfassen suchten, zielte das Altonaer Museum auf die Vermittlung von Kenntnissen all dieser Themen in Bezug auf die heimische Region. Am Altonaer Museum ist es erstmals geglückt, die Gedanken des Regionalmuseums und des Museums als Volksbildungsstätte konsequent und erfolgreich miteinander zu verbinden und so einen neuen Museumstyp zu kreieren. Als 1903 in Mannheim die 12. Konferenz der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen zum Thema „Die Museen als Volksbildungsstätten“ stattfand, wurde sie von einer Ausstellung begleitet, um neben den Vorträgen und Diskussion den Stand der Dinge in den Museen vorzuführen. Das Altonaer Museum wurde im Katalog zu dieser Ausstellung als das Museum bezeichnet, das in Deutschland dieser Aufgabe in weitestgehendem Maße gerecht wird. Damit fügt sich Otto Lehmann in die Reihe der bedeutenden Museumsleiter der Zeit am Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts.

Lehmann wandte sich vom bis dahin üblichen Typ des Gelehrtenmuseums ab, in dem nach Kriterien der jeweiligen fachspezifischen Systematik Objekt an Objekt gereiht war und das ohne nähere Erläuterungen nur dem Kundigen der Anschauung diente. Er differenzierte zwischen Spezialsammlungen, wie die bedeutende Konchyliensammlung oder das Herbarium des Altonaer Museums, die in gesonderten Räumen Fachleuten zur Verfügung standen und der eigentlichen Ausstellung, die der Volksbildung zu dienen hatte. Hier wurden nur ausgewählte Objekte präsentiert - nach Möglichkeit in ihrem natürlichen bzw. lebensweltlichen Kontext:

Die Erdgeschichte wurde nicht anhand vereinzelter Fundstücke, sondern anhand einer plastischen Landkarte des Landschaftsprofils von Schleswig-Holstein und vollständig ins Museum translozierter Erdaufschlüsse verdeutlicht. Solche didaktischen Mittel waren damals nicht im Fachhandel zu erwerben. Sie entsprachen dem neuesten Stand der Wissenschaft, wurden im Altonaer Museum entwickelt und dort selbst hergestellt. Bei den Tiergruppen stand nicht die Systematik der Gattungen im Mittelpunkt, sondern die Lebenswelt der Tiere: Wölfe greifen Elche an, ein starker Rehbock sichert das Rudel, in dem eine Ricke ein Junges säugt; Lummen, Tordalken und Papageitaucher bevölkern einen Vogelfelsen im Meer. Die kulturgeschichtlichen Objekte wurden nicht nach Stilepochen, sondern vor allem nach regionalen Gesichtspunkten angeordnet. Dabei wurde in allen Abteilungen nicht nach Vollständigkeit gestrebt, sondern nach möglichst großer Anschaulichkeit typischer Merkmale. Die Besucher sollten nicht durch Reihen fast gleicher Objekte gelangweilt, sondern durch „Bilder aus der Natur“ und schriftliche Erläuterungen sensibilisiert und angeregt werden, sich durch eigenes Studium weitergehend mit dem jeweiligen Thema zu beschäftigen. Ein wesentliches Medium hierfür waren gedruckte Führer durch einzelne Abteilungen des Museums, die weit über bloße Objektkataloge hinausgingen und in denen die Objekte und die Zusammenhänge zwischen ihnen erläutert wurden. Vorträge in einem auch nach Schließung des Museums zugänglichen Vortragssaal, Sonderausstellungen und Musikveranstaltungen rundeten dieses Programm ab und machten das Museum zu einem bedeutenden Ort des Altonaer Kulturlebens. In den 1920er Jahren war das Museum zudem unter der Leitung von Lehmann Standort des Freien Volksbildungswesens, dem Vorläufer der hiesigen Volkshochschule, und der Volksbibliothek.

Mit dem Altonaer Museum ging es Lehmann, der bei Erich Haeckel in Jena Naturwissenschaften und bei Alfred Kirchhoff in Halle Geographie studiert hatte, jedoch nicht um bloßen Provinzialismus! Er war von den entwicklungsgeschichtlichen Theorien in der Nachfolge der Darwin'schen Evolutionstheorie geprägt. Belege für die bedeutenden Theorien und Naturgesetze wurden in aller Welt gesammelt. Lehmann wollte am Altonaer Museum anschaulich machen, wie diese Prozesse und die mit ihnen verbundenen universalen Gesetzmäßigkeiten auch in Altona und in Schleswig-Holstein zum Tragen kommen, wie der Kampf ums Dasein auch hier stattfindet und wie dabei die unterschiedlichsten Aspekte ineinander greifen. Das „Verstehen der Menschheit“, wie er es selbst einmal formuliert hat, kann als sein eigentliches Ziel angesehen werden, das er mit seiner Tätigkeit und mit

dem Altonaer Museum verfolgt hat. Dies spiegelt sich in der Anlage des gesamten Museums, die dem geographischen Schema entspricht. Im Sockelgeschoß waren die Geologie und das Meer als Lebens- und Wirtschaftsraum untergebracht. Landschaft und Klima bestimmen den Lebensraum für die Tier- und Pflanzenwelt, die darauf aufbauend in der ersten Etage präsentiert wurden. Flankiert war dieser Bereich von den Räumen „Entstehung der Art“ und „Funktion und Form“, in denen die bedeutenden zeitgenössischen naturwissenschaftlichen Theorien durch Objekte, Modelle und Schautafeln anschaulich aufbereitet waren. Auf der gleichen Etage waren (und sind noch immer) die Modelle schleswig-holsteinischer Bauernhäuser aufgestellt. So wurde anschaulich, daß die Hausformen - durch die Wirtschaftsform bedingt - wie auch alle anderen Kulturleistungen des Menschen von den unterschiedlichen natürlichen Gegebenheiten der Landschaft und der hier existierenden Pflanzen und Tiere mitbestimmt sind. In der zweiten Etage waren die kulturgeschichtlichen Abteilungen untergebracht: die Bauernstuben, Trachten, bäuerliches Arbeitsgerät, die Geschichte Schleswig-Holsteins und Altonas, das Zunftwesen und das Handwerk. Die Themen Schiffbau und Fischfang waren im Sockel- bzw. Erdgeschoß präsentiert. Geradezu als eine Klammer für den grundlegenden entwicklungstheoretischen Gedanken war über den Bauernhausmodellen und Bauernstuben, die durch einen inzwischen geschlossenen Deckendurchbruch miteinander verbunden waren, an der Wand eine Sonne geformt. Die Sonne war durch ebenfalls inzwischen geschlossene Wanddurchbrüche aus dem vorderen Treppenhaus durch den Hauptsaal der Tiergruppen hindurch zu sehen. Hier befand sich ein kleiner Kristallwürfel mit zwei kleinen Punkten: Erde und Mond, in Größe und Entfernung maßstabgerecht zueinander - genauso wie zu der 42 Meter entfernten Sonne: Die Sonne ermöglicht erst jedes Leben auf der Erde. Die Naturgesetze, die die Laufbahnen der Sterne und Planeten und die Entwicklung allen Seins bestimmen, gelten auch hier in Schleswig-Holstein und Altona und wirken bis in die Kulturgeschichte des Menschen. Dies im Altonaer Museum darzustellen und die Besucher zu eigenem Nachdenken und Tun anzuregen, war das Anliegen Otto Lehmanns. In der fachgeschichtlichen Literatur werden dieser Ansatz und diese Leistungen heutzutage überwiegend nicht rezipiert. Insbesondere Autoren, die sich seit den 1960er Jahren mit dem Nationalsozialismus und seiner Vorgeschichte ideologiekritisch beschäftigt haben, rezipierten nur wenige, seit etwa den 1920er Jahren verfaßte Aufsätze Lehmanns zu heimatpflegerischen Themen, zur Volkskunst und einen Zeitschriftenbeitrag von 1918, in dem er über das „Museum für Rassenkunde“ geschrieben hat. Infolge dieser Veröffentlichungen wurden Lehmann und das

Altonaer Museum auch in neueren Publikationen zur Museumsgeschichte und zur Museumspädagogik fast nur erwähnt, wenn das Thema Rassenkunde im Museum angesprochen wird. Das was Lehmann mit dem Altonaer Museum tatsächlich geleistet hat, seine 1965 im Jahrbuch des Altonaer Museums in Auszügen abgedruckten Lebenserinnerungen und seine über 350 weiteren Publikationen, die in einer Bibliographie im „Volkswerk“, dem Jahrbuch des Staatlichen Museums für Deutsche Volkskunde 1941 bekannt gemacht wurden, werden dabei nicht wahrgenommen. Mit der Ausstellung im Altonaer Museum soll die alte Museumskonzeption, von der durch Bombentreffer am Ende des Zweiten Weltkrieges und eine Neustrukturierung der Hamburger Museen in den 1970er Jahren, als die naturkundlichen Abteilungen abgegeben werden mußten, nicht mehr viel erkennbar ist, wieder in das Bewußtsein der Öffentlichkeit und der Fachkreise gerückt werden. In der Ausstellung wird es vor allem um das Altonaer Museum an sich gehen. Eine Dissertation über Otto Lehmann und das Altonaer Museum, die derzeit vorbereitet wird, wird darüber hinaus auch ausführlich auf Lehmanns Gremienarbeit in Schleswig-Holstein, in der internationalen und in der deutschen Volkskunstkommission sowie auf seine Arbeit für das Auswärtige Amt bis 1943 eingehen und vor dem Hintergrund dieser Tätigkeiten und seiner Schriften eine differenzierte Neubewertung seines Lebenswerkes anstreben.

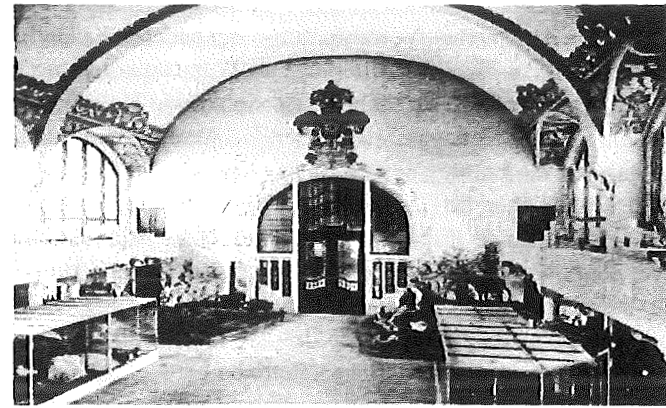


Abb. 3 Bauernhausmodelle und Galerie vor den Bauernstuben, 1920er Jahre (Foto Altonaer Museum)

„Dörrobst und Kartoffelkiste“

Bericht über eine Wanderausstellung zum Thema „Vorratshaltung“ in Plön, Unewatt, Molfsee und Hohenwestedt

Ute Hinrichsen

„Einmachen bleibt voll im Trend“ - so lautet eine aktuelle Mitteilung im Bauernblatt für Schleswig-Holstein. Fast 40 Prozent aller Hausfrauen stellen selbst Mus, Marmelade und Kompott her, 20 Prozent sehen diese Beschäftigung als ein schönes Hobby an. Schlagworte wie Trend und Hobby deuten bereits an, daß das Einmachen heutzutage vielfach als Freizeitbeschäftigung gilt. Im Jahr 2001 gibt es kaum noch jemanden, der beim Einmachen an die notwendige Schaffung von Wintervorräten denkt. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein waren Einkochen, Einsäuern und Einlegen, Pökeln, Räuchern, Trocknen und Lagern hingegen noch lebenswichtig. Die Entwicklung der Vorratshaltung, ihrer wichtigsten Produkte und Methoden und vor allem ihren Bedeutungswandel vom 19. Jahrhundert bis heute darzustellen, ist das Ziel einer volkskundlichen Ausstellung, die von September 2000 bis September 2001 in vier verschiedenen schleswig-holsteinischen Museen gezeigt wird.

Das Projekt wurde vom Leiter des Plöner Kreismuseums, Herrn Dr. H.-J. Kruse, angeregt. Es gelang ihm, vom Kreis Plön zusätzliche Mittel für eine Ausstellung mit volkskundlicher Themenstellung einzuwerben. So konnte die Autorin dieses Beitrags im Rahmen eines Honorarvertrags mit der Realisierung dieser Aufgabe betraut werden. Da das Thema „Vorratshaltung“ bei anderen KollegInnen ebenfalls auf Interesse stieß, wurde die Ausstellung als Wanderausstellung konzipiert. Eine kräftige Finanzspritze des Museumsamtes Schleswig-Holstein ermöglichte zudem die Erstellung eines Kataloges, der in den vier beteiligten Häusern den Besuchern angeboten werden kann.

Wer einen Überblick über die Geschichte der Vorratshaltung gewinnen möchte, kann sich zunächst auf einige Kataloge und Begleitbücher zu Ausstellungen von Museen anderer Regionen stützen, die vertiefende Informationen zum Thema bereitstellen. Sie beschränken sich in der Regel auf die Darstellung ländlicher Verhältnisse, weil die bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts vorwiegend auf Selbstversorgung ausgerichteten bäuerlichen Betriebe gerade im Hinblick auf die Produktion, Verarbeitung und Verwertung von Lebensmitteln besser erforscht sind als städtische Haushalte. Auch in Schleswig-Holstein besteht in dieser Hinsicht noch eine Forschungslücke, die in der dreimonatigen Vorbereitungszeit nicht ge-

schlossen werden konnte. So werden in der hiesigen Ausstellung ebenfalls vorwiegend die ländlichen Gegebenheiten betrachtet, bereichert durch gelegentliche Streiflichter auf die Verhältnisse in der Stadt. Ergänzend mußten zahlreiche Aufsätze und gedruckte Quellen zu einzelnen wirtschafts- und sozialgeschichtlichen sowie den technik- und kulturgeschichtlichen Aspekten des Themas und insbesondere über die schleswig-holsteinischen Gegebenheiten herangezogen werden. Auch hierbei stellte sich heraus, daß manche Themen nur ansatzweise erforscht sind, wie z.B. die für die Vorratshaltung genutzten Räume und Möbel. Vieles ließ sich nur indirekt erschließen, etwa durch die Auswertung regionaler Kochbücher. Wann und von wem die dort gegebenen Ratschläge befolgt oder die jeweils neuesten Haushaltstechniken genutzt wurden, ließ sich oft nicht ermitteln. Daher ist dringend zu wünschen, daß zum Thema Vorratshaltung in Schleswig-Holstein detaillierte Befragungen durchgeführt würden, wie dies für andere Regionen bereits geschehen ist. Trotz der noch bestehenden Forschungsdesiderate sind jedoch ausreichend gesicherte Erkenntnisse zum Thema vorhanden, um eine Ausstellung und einen Katalog damit zu speisen.

Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf die Plöner Ausstellungsvariante, die vom 2. September bis zum 11. Oktober 2000 im Rokososal der Plöner Kreismuseums zu sehen war. Dort standen 60 m² Fläche zur Verfügung. Eine reichere Ausstattung mancher Themenbereiche wäre wünschenswert und hinsichtlich der vorhandenen Objekte meist auch möglich gewesen. Jedoch erwies sich die knapp bemessene Ausstellungsfläche hier als limitierender Faktor. Aufgrund der unterschiedlichen räumlichen Gegebenheiten wird die Ausstellung in den übrigen Museen jeweils ein anderes Gesicht haben. Alle beteiligten Ausstellungshäuser haben schon für den Start in Plön Objekte aus ihrem Bestand beige-steuert. Zudem wurden zahlreiche Exponate der Volkskundlichen Sammlung der Stiftung Landesmuseen in Schleswig entliehen. Als Kuriosum sei erwähnt, daß sich ausgerechnet die Beschaffung einer Kartoffelkiste als besonders schwierig erwies. Sie wurde schließlich von einer privaten Leihgeberin zur Verfügung gestellt.

Den Leitfaden der Ausstellung bilden die verschiedenen Vorrattstechniken, gruppiert nach den Lebensmitteln, zu deren Konservierung sie dienen. Zunächst führen jedoch zwei Objektgruppen in das Thema ein. Als erster Einstieg in die Thematik dienen die beiden Exponate, die der Ausstellung ihren Namen geben: eine Kartoffelkiste und ein Gestell für Dörrobst. Bei dem Dörrgestell handelt es sich um einen aus drei Teilen bestehenden, etwa zwei mal zwei Meter großen „Flecken“ für einen traditionellen, gemauerten Backofen. Solche tablettartigen Lattengestelle

kommen heute nicht mehr zum Einsatz, den Besuchern ist diese Technik meist nicht bekannt. Daneben steht eine aus den 1960er Jahren stammende Kartoffelkiste aus Metall, wie sie auch heute noch in Haushaltsgeschäften gekauft werden kann. Dieser Kontrast wurde genutzt, um in einem einführenden Text auf die Veränderungen einzugehen, die sich im gewählten Zeitraum - vom 19. Jahrhundert bis heute - vollzogen haben. Auch wenn manche Vorratstechniken weiterhin angewandt werden, hat sich die Bedeutung der Vorratshaltung insgesamt grundlegend gewandelt. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts war man in sehr viel stärkerem Maße abhängig von den Gegebenheiten der Natur. Für eine vorwiegend auf Selbstversorgung eingerichtete Landwirtschaft war es bei noch wenig entwickeltem Transportwesen und Nahrungsmittelhandel lebenswichtig, die sommerlichen Ernteüberschüsse und Fleisch für den Winter haltbar zu machen. Dabei war es vorrangig, den Haushalt gleichmäßig mit Lebensmitteln zu versorgen. Der heute übliche Abwechslungsreichtum wurde erst spät zum Standard. Im Zuge der Industrialisierung verbesserte sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Versorgung mit Nahrungsmitteln. Moderne Landmaschinen und Anbaumethoden sowie künstlicher Dünger steigerten die landwirtschaftlichen Erträge. Straßennetz und Eisenbahnlinien wurden ausgebaut, Dampfschiffe hielten regelmäßige Verbindung nach Übersee und importierten unter anderem auch Eßwaren. Gleichzeitig entwickelte sich die Lebensmittelindustrie. Sie brachte neuartige Produkte wie Margarine oder Fleischextrakt auf den Markt und stellte in immer größerem Umfang Konserven her, die in „Kolonialwarenläden“ und „Kaufhäusern“ in der Stadt wie auch auf dem Land bezogen werden konnten. Diese Fortschritte minderten die Abhängigkeit vom Ge- oder Mißlingen der Ernte. Ausreichend Nahrungsgüter standen zur Verfügung, Versorgungskrisen hatten nicht mehr den Charakter von Hungersnöten, sondern nur noch den von Lebensmittelteuerungen. Seit ihren Anfängen haben Lebensmittelhandel, -transport und -industrie einen so ungeheuren Aufschwung genommen, daß unabhängig von den Jahreszeiten frische und konservierte, heimische und exotische Eßwaren jederzeit in ausreichender Menge zur Verfügung stehen. Die Gewißheit, daß keine Mißernten mehr zu erwarten sind oder sie doch zumindest keine verheerenden Folgen hätten, die Zuverlässigkeit des modernen Handels und die jederzeit verfügbaren Produkte der Lebensmittelindustrie haben ein völlig neues Bewußtsein geschaffen. Wir verlassen uns auf die stets gefüllten Supermarktregele und leben in der Gewißheit, daß wir es nicht mehr nötig haben, Vorräte anzulegen, die den Bedarf über eine Woche hinaus decken. Auf die heutigen Verhältnisse wird am Ende der Ausstellung noch einmal eingegangen, sie werden

mit den dort ausgestellten Lebensmittelkonserven sinnfällig gemacht.

Eine weitere einführende Objektgruppe geht auf die Veränderung der Küchentechnik als häusliche Voraussetzung für den Wandel der Nahrungsgewohnheiten und der entsprechenden Vorratshaltung ein. Es wurde versucht, eine Küchensituation in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts anzudeuten. Ein Großfoto zeigt eine Kombination von alter und neuer Küchentechnik: Die gemauerten Herdbänke unter den alten Schwibbögen wurden durch moderne „Kochmaschinen“ ersetzt.

Die anschließende Präsentation von Konservierungsmethoden bezieht sich ausschließlich auf Nahrungsmittel, die für den Wintervorrat von Belang waren, also in der Regel bis zur nächsten Ernte- bzw. Schlachtperiode vorrätig gehalten wurden. Unberücksichtigt blieben Eßwaren, die nicht genuin dem bäuerlichen Betrieb entstammten, wie z.B. Fisch sowie kurzfristig angelegte Vorräte. So wurden der Bereich des Brotbackens und die entsprechende Bevorratung von Mehl und Brot außer Acht gelassen. Da zur Konservierung von Obst und Gemüse viele verschiedene Techniken angewandt wurden, wird dieser Gruppe von Lebensmitteln ein großer Teil der Ausstellung gewidmet. Gezeigt werden Gerätschaften zum Einsäuern, zum Dörren, zur einfachen Lagerung, zur Zubereitung von Marmeladen und zur Saftherstellung. Die Präsentation von Küchenutensilien, die der Sterilisation in Dosen und Gläsern dienen, bilden den Übergang zur Abteilung der tierischen Nahrungsmittel. In Gläsern wurden vorwiegend Obst und Gemüse eingemacht, während das - übrigens schon früher bekannte - Sterilisieren in Dosen meist für Fleisch angewendet wurde. Es folgt eine Anzahl von Objekten zur Konservierung von Eiern, bevor auf das Schlachten und die Bevorratung von Fleisch eingegangen wird. Der letztgenannte Komplex ist so vielschichtig, daß man ihm eine separate Ausstellung widmen könnte. Aus Platzgründen wurden vorwiegend Objekte zur Wurstbereitung gezeigt. Abschließend repräsentiert ein Eisschrank den Bereich der verschiedenen mit Kälte arbeitenden Konservierungsmethoden. Somit sind nicht nur die Lebensmittel und die Methoden ihrer Verarbeitung sinnvoll gruppiert, sondern auch die entscheidenden Phasen der durch die Haushaltstechnik bestimmten Verfahren - traditionelle Methoden durch Flüssigkeitsentzug, natürliche Gärungsprozesse oder Zusatz von konservierenden Mitteln wie z.B. Salz und Essig über das Sterilisierungsverfahren zur Kühl- und Gefriertechnik - in die richtige Reihenfolge gebracht. Mit der Stromversorgung verbreiteten sich nach dem Zweiten Weltkrieg elektrisch betriebene Kühl- und Gefriergeräte. Das Einfrieren ist noch weniger mühsam als das „Einwecken“ und gilt als besonders schonend. Gleichwohl hat es nie die gleiche Bedeutung erlangt wie die älteren Methoden, weil es, wie ein-

führend bereits dargelegt, in unserer „Wohlstandsgesellschaft“ nicht mehr nötig ist, mit selbst angelegten Vorräten den Winter zu überdauern.

Der 82-seitige Katalog folgt im wesentlichen dem thematischen Aufbau der Ausstellung. Zahlreiche Fotos von Ausstellungsstücken, fotografiert von H.-J. Kruse, verleihen ihm einen dokumentarischen Charakter. Der Text bietet neben vertiefenden Informationen zum Ausstellungsthema auch viele Zitate aus zeitgenössischen Kochbüchern und Haushaltsratgebern.

Im Jahr 2001 wurde die Ausstellung bereits vom 1. April bis 17. Juni im Landschaftsmuseum Angeln in Unewatt gezeigt und wird vom 1. Juli bis 12. August im Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum Molfsee und vom 25. August bis 23. September im Heimatmuseum Burmesterhaus in Hohenwestedt zu sehen sein.

Vortragsreihe

Manch eine/r wird die lange in der TOP geführte Vortragsreihe von Mitgliedern der GVSH vermissen. Die Nachfrage war aber so gering, daß in Zukunft darauf verzichtet wird, die Vorträge hier abzudrucken.

Trotzdem wird die GVSH weiterhin die Vermittlung von Vorträgen übernehmen. Mitglieder, die volkskundliche Themen anzubieten haben, bitten wir um Nachricht, damit wir bei Anfragen eine breite Palette anbieten können.

Vorträge oder Vortragsreihen zu besonderen Gelegenheiten werden wir - wenn es zeitlich paßt - auch weiterhin veröffentlichen. Wir bitten ggf. um Benachrichtigung, damit wir die Termine aufnehmen können.

Hinrich Hinrichsen - ein Maler in Angeln und seine Höfe-Bilder

Heinrich Jäger

Zu berichten ist hier über einen biederen Malermeister in Scheggerott, der um 1889 im Alter von 57 Jahren sein Gewerbe in Gunneby aufgab und mit seinem Schwiegersohn zusammen einen Bauernhof in Scheggerott kaufen konnte. Wenn beide anfangs zusammen wirtschafteten, dann kam doch bald der Punkt, da sich ein Generationenkonflikt anbahnte. Hinrich Hinrichsen (1832-1925), so heißt unser Protagonist, zog auf die Abnahme (Altenteil), und begann mit dem Malen großformatiger Ölgemälde auf Malpappe oder Leinwand, meist im Format 100 x 70 cm, versah diese mit üppigen Goldrahmen, und fand bei den Haus- und Hofbesitzern im Lande seine Kundschaft, von der Schlei bis Flensburg. Mundpropaganda von den stolzen Besitzern solcher Gemälde machten unseren „Heinrich-Maler“ in Angeln und Schwansen bekannt, und wenn er in einem Dorf einen Auftrag erhielt, fragte er gleich in der Nachbarschaft nach weiteren Interessenten. Das spielte sich überwiegend in der Zeit von etwa 1899 bis 1920 ab, und in diesen Jahren soll Hinrichsen etwa 800 bis 1000 solcher Gemälde geschaffen haben, wie mir berichtet wurde. Er hatte sich um 1900 eine Kamera gekauft und fotografierte die Höfe, um dann zuhause in Scheggerott die Malerei nach den Foto-Vorlagen auszuführen, wobei er meist mehrere Bilder gleichzeitig in Arbeit hatte, fast schon Fließbandarbeit, recht rationell.

Zu Fuß oder mit dem Fahrrad soll er die sperrigen Bilder, mit einem eigens angefertigten Holzgestell auf den Rücken geschnallt, zum Kunden gebracht haben. Fachleute stufen H. Hinrichsen nicht als Kunstmaler ein, aber er hatte Talent, die Gebäude mit Hof, Garten, Bäumen und Zäunen sehr naturnah darzustellen, nur wenn die Auftraggeber auch Personen, Tiere oder landwirtschaftliches Zubehör auf den Gemälden wünschten, dann geriet das nicht immer sehr getreu. Aber niemand ist perfekt, seine Stärke lag in der präzisen Darstellung der Bauten, und das war es, was die Hofbesitzer wünschten: „Kiek hier, dat is mien Hoff“. Das war der eine Anlaß, Gemälde bei Hinrichsen in Auftrag zu geben, der Besitzerstolz, die Bilder hingen dann über dem Sofa in der „chute Stuve“. Aber viele Gemälde wurden auch von Vätern für ihre heiratenden Töchter bestellt, die solche Bilder bei der Heirat als Teil der Aussteuer mitbekamen. Auf diesen findet sich dann häufig die Schrift: „Die Heimat“, als Erinnerung an zuhause. Wenn mehrere Töchter bei ihrer Heirat in die Ferne zogen, wurden die Bilder noch einmal bestellt, so daß sich noch heute

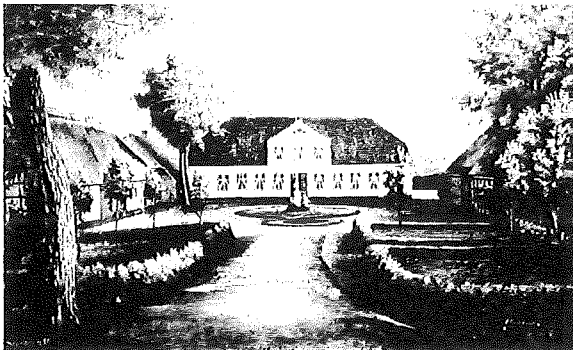
Gemälde mit identischen Motiven, aber unterschiedlichen Datierungen, teils auch etwas veränderten Details finden.

Da auch in unserer Familie sich Hinrichsen-Gemälde befunden haben, die aber verschollen sind (wie sehr viele der oben genannten Stückzahl), bin ich bei meiner Familiengeschichtsforschung auf dieses Thema gestoßen. Ich habe begonnen, eine Biografie der Familie Hinrichsen zu schreiben, und beim Besuch von Nachkommen fanden sich dann die ersten Bilder, die ich fotografieren konnte. Sogar ein gutes Selbstbildnis ist erhalten.

Ein Hinweis kam zum anderen, und schließlich auch Dank der „shz“-Presse im Landesteil Schleswig sind mir heute rund 200 Gemälde bekannt und zumeist auch schon fotografisch dokumentiert! Nicht alle sind in gutem Zustand, zum Teil lagen sie defekt auf dem Hausboden, manche wurden, da unmodern, „entsorgt“, wie ich mehrfach erleben mußte. Jemand sagte mir: „Als der röhrende Hirsch aus der guten Stube verschwand, kam Hinrichsens ‚Die Heimat‘ gleich mit auf den Müll“. Man erkannte in diesen Fällen den volkskundlichen Wert der Bilder nicht, der zumindest in der getreuen Darstellung der ländlichen Bauten Angeln um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert lag.

So habe ich mich entschieden, meiner biografischen Darstellung ein möglichst umfangreiches Werkverzeichnis der Gemälde unseres Hinrichsen anzufügen, und ich hoffe, durch Informationen und Aktionen in der Öffentlichkeit noch eine ganze Anzahl weiterer Gemälde zu entdecken. Die Hälfte der oben genannten vermutlichen „Produktion“ müßte doch erreichbar sein!

Für jeden Hinweis, schriftlich oder telefonisch, bin ich dankbar:
Heinrich Jäger, Blocksberg 29, 24103 Kiel, Tel.: 0431-553324 u. 0431-5578700



*Der Hof Hinrich Hinrichsens
in Scheggerott, von ihm
selbst gemalt.*

Die Raths-Apotheke zu Lauenburg im Altonaer Museum

Uwe Claassen

Im April 2001 ist den dauerhaft präsentierten Interieurs im Altonaer Museum ein weiteres hinzugefügt worden: Die ehemalige Lauenburger Raths-Apotheke. Die Apotheke wurde 1736 vom Rat der Stadt zur Verbesserung der städtischen Einnahmen und besseren Kontrolle des Apothekerwesens gegründet und zunächst verpachtet. 1822 kaufte der Apotheker Otto Ludwig Thun der Stadt das Apothekenprivileg und den Betrieb ab. Zwei Jahre später zog er mit der Apotheke innerhalb Lauenburgs um. Am neuen Standort (heutzutage das Haus Elbstraße 64), direkt an der alten Handelsstraße an der Elbe gelegen, bestand die Apotheke bis 1990 und wurde zuletzt von Margarete Lammers betrieben. Aus Altersgründen mußte sie ihren Beruf aufgeben. Nachdem eine museale Aufstellung in Lauenburg nicht erreicht werden konnte, gab sie die Einrichtung der Apotheke mit allen Fläschchen und allem Drum und Dran 1996 als Geschenk an das Altonaer Museum.

In den fünf Jahren seitdem wurden die mehrere Tausend Objekte der Apotheke ins Museum überführt, sie wurden inventarisiert und einige der Räume, die Offizin (der Verkaufs- und Arbeitsraum), die Materialkammer, die Stoßkammer und das Labor, zur Neuaufstellung gebracht. Dabei konnte durch die Restauratorinnen des Museums festgestellt werden, welche Teile der Einrichtung auf die Gründung 1736 zurückgehen und welche beim Umzug 1824 bzw. zu späteren Zeiten hinzugekommen sind. Zudem wurde die Geschichte der Apotheke aufgearbeitet, die durch vorhandene Archivalien im Besitz des Elbschiffahrtsmuseums in Lauenburg sehr gut dokumentiert ist. In der Ausstellung ist bis auf wenige Details kein älterer historischer Zustand der Apotheke rekonstruiert worden. Sie wird so gezeigt, wie Frau Lammers den Betrieb 1990 eingestellt hat, inklusive des Geruchs, der noch aus den vielen Gefäßen strömt. Zu bestimmten Terminen werden ehrenamtliche Mitglieder des Vereins der Freunde des Museums (pensionierte Apotheker) und Studierende der Pharmazie die Besucher fachlich versiert durch die Lauenburger Raths-Apotheke führen, ihre Geschichte vermitteln und in Vorführungen alte, nicht mehr angewandte oder vermittelte Techniken ihres Berufsstandes präsentieren und so für die Zukunft bewahren.

Zur Eröffnung der Apotheke ist ein sehr empfehlenswertes Buch erschienen: Torkild Hinrichsen und Burkhardt Jodat: Von Apothekern, Pillen und Kräutern.

Mit Bildern und Texten zur historischen Raths-Apotheke Lauenburg. Husum 2001, 84 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Schriftenreihe

der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.

Vorstand und Beirat haben beschlossen, eine Schriftenreihe herauszugeben. Bestellungen zu Sonderpreisen für Mitglieder nur über die Geschäftsführung.

Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V. (Hg.): Strukturwandel auf Land, Beiträge der Herbsttagung 1994, Redaktion: Marion Bejchowetz-Iserhoht 90 S., br., Abb., ISBN 3-928326-09-0 (= Schriftenreihe der GVSH, Bd. 1). Verkaufspreis 30,00 DM (für Mitglieder 15,00 DM).

Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V. (Hg.): Handwerk in Schleswig-Holstein 1900 bis heute. Katalog der Wanderausstellung der GVSH. 93 S., br., mit 43 Fotos und einer Einf. v. Doris Tillmann. ISBN 3-928326-17-1 (= Schriftenreihe der GVSH, Bd. 2). Verkaufspreis 20,00 DM (für Mitglieder 12,00 DM).

Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V. (Hg.): Gebaute Welten. Beiträge der Herbsttagung 1996, Redaktion: Marion Bejchowetz-Iserhoht. 106 S., br., mit 18 Fotos und div. Abb., ISBN 3-928326-18-x (= Schriftenreihe der GVSH, Bd. 3). Verkaufspreis 30,00 DM (für Mitglieder 15,00 DM).

Jochen Storjohann (Hg.): Maritime Volkskultur. Beiträge der Herbsttagung 1997 der GVSH, Redaktion: Marion Bejchowetz-Iserhoht. 128 S., br., mit 54 s/w-Abb., ISBN 3-928326-19-8 (= Schriftenreihe der GVSH, Bd. 4). Verkaufspreis 30,00 DM (für Mitglieder 15,00 DM).

Buchbesprechungen

Matthias Friedemann: Wasserläufe in Schleswig-Holstein. Neumünster (Wachholtz Verlag) 2000, 103 S., 74 farb. Abb., 5 s/w Abb., 1 Karte.

Schleswig-Holstein wird gern als Land zwischen den Meeren bezeichnet, hat jedoch auch im Landesinneren wasserreiche Gegenden zu bieten. Im Gegensatz zu den Seen im Osten des Landes beispielsweise finden aber, abgesehen von wenigen Ausnahmen, die Flüsse und Bäche in Schleswig-Holstein, immerhin mit einer Gesamtlänge von mehr als 21.000 Kilometern, weniger Beachtung. Zu unrecht, wie Matthias Friedemann in seinem Buch verdeutlicht. Er stellt die wichtigsten Wasserläufe mit ihren Neben- und Zuflüssen in Wort und Bild vor und berücksichtigt dabei auch Kanäle und die, wie er meint, zumindest abschnittsweise flußähnliche Schlei. Der Reihe nach sind es Eider, Nord-Ostsee-Kanal, Sorge, Treene, Bongsieler Kanal, Elbe, Stör, Krückau, Bille, Elbe-Lübeck-Kanal, Trave, Oldenburger Graben, Kossau, Schwentine, Schlei. Die Texte sind knapp gehalten, im Vordergrund stehen subjektive Eindrücke. Entstehung, Entwicklung, Verlauf und Funktionen der Gewässer werden kurz geschildert, Bemerkungen zur historischen, wirtschaftlichen oder auch ökologischen Bedeutung liefern nützliche Hintergrundinformationen. Teils sachliche, teils begeisterte Beobachtungen von Fauna, Flora und Landschaftsbild wechseln ab mit einfühlsamen Beschreibungen von Natur und Stimmungslagen, und gelegentlich sind Gedanken zu den Aufgaben des Umweltschutzes und der Landwirtschaft eingeflochten. Die Abbildungen, ausnahmslos vom Verfasser selbst aufgenommene Fotografien, sind vorzüglich und zeigen manch überraschende Perspektive. Die Beschäftigung mit den Aspekten des menschlichen Lebens an Fluß und Bach kommt insgesamt allerdings zu kurz. Aus volkskundlicher Sicht bringt Matthias Friedemann daher keine nennenswerten Anregungen. Sein Buch richtet sich an ein breites Publikum: Es ist sehr ansprechend gestaltet, flüssig geschrieben und macht Lust, sich die beschriebenen Gewässer einmal selbst genauer anzuschauen.

Nils Hansen

Burkhard Fuhs: Dröhnende Motoren, Fliegende Kisten, Coole Drinks. Die Anfänge des Passagierflugs. Marburg (Jonas Verlag) 2000, 127 S., 111 s/w Abb.

Ein kleines Buch zu einem spannenden Thema mit interessanten Bildern und Details. Die Abbildungen sind im Prinzip chronologisch geordnet. Der Text beschränkt sich auf das Notwendigste, referiert aber auch technische Details. Die Fotos geben sehr viel her, sind teilweise aber in der Bildunterschrift lediglich beschrieben (lt. Anhang sind einige Bildunterschriften durch den Autor übernommen worden). Burkhard Fuhs hätte noch mehr Details aus den Originalaufnahmen herauslesen können, was dem Leser mit den abgedruckten Bildern meist unmöglich ist. So ist z.B. die angekündigte Flugroute auf einem Bild teilweise zu erkennen, wird jedoch in der Bildunterschrift nicht genannt, obwohl diese Strecke später sogar erwähnt wird (S. 22, Malmö - Berlin, mit Stop in Lübeck? Vgl. Bildunterschrift S. 44). Außerdem trägt das abgebildete Flugzeug einen Namen („Lüneburg“) - wie auch andere auf anderen Bildern. Daher wäre eine Erklärung zur Namensgebung gut gewesen. Handelte es sich hier um eine Anlehnung an die Seefahrt? Wurden Flugzeuge genauso getauft wie Schiffe? Dabei fällt auf, daß ein Kapitel aus den Anfängen des Passagierfluges überhaupt nicht vorkommt, nämlich das der Luftschifffahrt, wo die Affinität zur Seefahrt noch deutlicher war. Allerdings fliegen Zeppeline auch nicht sondern - wie der Name schon sagt - fahren.

Wenn der Leser von einem Flugzeugunglück erfährt, das durch die Berührung mit einer „Palmkrone“ verursacht wurde, interessiert es ihn sicherlich, wo es sich ereignet hat und nicht nur wann. Einige Abbildungen hätte man auch sinnvoller zusammenstellen können, da sie offenbar zu einer Serie gehören (S. 59/61, 109/112). Vielleicht hätte auch in den Bildunterschriften deutlicher erwähnt werden müssen, daß es sich bei vielen Aufnahmen um Werbeaufnahmen handelt oder offensichtlich um eine Fotomontage (S. 33). Werden später antikisierende Wanddekorationen im Flugzeuginneren durchaus beschrieben (S. 111), geht Fuhs zuvor mit keinem Wort auf Bilder in der Kabine ein (S. 80f.). Eins zeigt den Reichspräsidenten Paul von Hindenburg, ein anderes eventuell den SA-Führer Ernst Röhm. Dies würde die Aufnahmen selbst vor die Jahresmitte 1934 datieren. Ein weiterer interessanter Hinweis wäre bei der Abbildung des größten Landflugzeugs der Welt, der Junkers G 38, angebracht gewesen (S. 65). Auf der ist nämlich am linken Bildrand eine gewässerte Do X zu erkennen, die auf der folgenden Seite als größtes (Wasser-) Flugzeug der Welt (1929) vorgestellt wird.

Mit einem besseren und liebevolleren Layout hätte man den Umfang des Bu-

ches knapper halten können, was auch für die unnötige Wiederholung von ähnlichen Abbildungen in mindestens drei Fällen gilt (S. 59/61, 98/99, 117/118). Die Bildunterschriften hätten besser vom Text getrennt werden müssen, außerdem sind viele unmittelbare Wiederholungen zum Text vorhanden. Genauso wiederholen sich Angaben in Bildunterschriften zu gleichen Flugzeugen (z.B. S. 85f.). Störend sind auch einige Ungereimtheiten in den Bildunterschriften. Eine lautet: „Die ersten Stewardessen der Lufthansa 1938“, die in Positur vor einer Focke-Wulf FW 200 „Condor“ der Lufthansa abgelichtet wurden (S. 70). Direkt darunter heißt es jedoch, daß diese Maschinen von der Lufthansa erst „1939 in Dienst gestellt wurden“. Auf der nächsten Seite folgt - in Motiv, Perspektive und Ausschnitt - wiederum eine ganz ähnliche Abbildung, die man daher hätte sparen können, deren Bildunterschrift aber erklärt, daß dieses Muster von Focke-Wulf „bei der Lufthansa von 1938 bis 1944 in Dienst“ stand. Außerdem wird angegeben, daß die FW 200 „Condor“ 26 Passagiere faßte, auf der folgenden Seite heißt es jedoch, daß dieses Flugzeug „bis zu vierzig Fluggäste befördern konnte“.

So ergibt sich bei näherem Hinsehen der Eindruck, daß das Buch mit „heißer Nadel gestrickt“ wurde, was bei einem Band dieses Umfangs nicht leicht erklärlich ist. Insgesamt bietet das Material aber spannende Einblicke und Einzelheiten, wie z.B. die Mittel zur Vermeidung von Luftkrankheit oder das Wiegen des Gepäcks und der Passagiere. Als ein Schwerpunkt zählt dazu auch die Entwicklung vom ersten Steward, ein „ausgebildeter Schiffssteward“, bis zur mit Minikleid geschürzten Stewardess der 70er Jahre. Bei der Entwicklung der LuftbegleiterInnen-Mode fallen die originalen Matrosenuniformen der Bodenstewards in den 30er Jahren besonders auf. Auch darüber hätte man gerne mehr erfahren. Die Einblicke in die Bordküchen und Pantrys und den Wandel des Services machen neugierig. Den Begriff „Pantry“ - wie „Steward“ ein Wort aus der Seefahrt - verwendet Fuhs allerdings nicht.

„Dröhnende Motoren, Fliegende Kisten, Coole Drinks“ von Burkhard Fuhs ist ein kleines interessantes Buch, das die abenteuerlichen Anfänge und weitere Entwicklung der Passagierluftfahrt in kommentierten Fotografien präsentiert. Trotz aller Mängel würde man es sicherlich gerne auf einem Inlandsflug mit der Lufthansa lesen, genauso wie die junge Frau im „Liegestuhl“ der „Ju 52“ das Bordmagazin „Die Luftreise“ (S. 82).

Renko Buß

Christina Frohn: Der organisierte Narr. Karneval in Aachen, Düsseldorf und Köln von 1823 bis 1914. Marburg (Jonas Verlag) 2000, 372 S., 130 Abb.

Karnevals- und Fastnachtsforschung gehören zu den zentralen Themenfeldern der Volkskunde, und der vorliegende Band „Der organisierte Narr“ von Christina Frohn verfolgt die historische Entwicklung des karnevalistischen Festgeschehens in Aachen, Düsseldorf und Köln zwischen den Jahren 1823 und 1914. Dies ist der Zeitraum, während dessen sich die wichtigsten und bekanntesten Festelemente des modernen Karnevals etabliert haben. Die Autorin stellt an Hand eines breiten, vorwiegend archivalischen Quellenspektrums dar, wie sich die Organisatoren des Festes seit der Mitte des 19. Jahrhunderts eines bewährten Repertoires an Organisationsformen, Schaelementen und symbolhaften Ausstattungsstücken bedienen, die ihnen den Erfolg der Veranstaltung garantierten. Die Untersuchung zeigt gleichzeitig die feste soziale Verortung des Vereinskarnivals in den politisch aufgeklärten und engagierten bürgerlichen Kreisen der rheinischen Städte.

Die Arbeit von Christina Frohn geht einleitend auf die Vorgeschichte des Karnevals und der Fastnachtsfeiern auch anderer Regionen ein, bevor sie die Karnevalsreform der 1820er Jahre mit der Entstehung der Vereine und ihre führenden Persönlichkeiten in allen drei Städten genau beschreibt. Der Hauptteil des Buches ist den Vereinsaktivitäten und der Festgestaltung gewidmet. Hier wird selbst der wenig „karnevals-bewanderten“ Leserschaft die Bedeutung und Entstehungsgeschichte einzelner Karnevalselemente nahegebracht, seien es nun Schellenkappen, Karnevalsorden oder die Narrenzahl Elf. Auch die Funktion karnevalistischer Publikationen und der Stellenwert von Sitzungen, öffentlichen Rosenmontagszügen oder Maskenbällen in der Gesamtorganisation des Festes werden deutlich, so daß sich im Zusammenspiel der verschiedenen Veranstaltungen und Festmotive der Charakter eines wohlorganisierten, überaus aufwendigen und für seine Trägerschaft repräsentativen Unternehmens offenbart. Der Karneval wird zu einer gesellschaftlichen Institution, in der bürgerliche Werte wie Organisationssinn, Wohltätigkeit oder „ehrbare Vergnüglichkeit“ gepflegt werden.

Ein weiteres Kapitel des Buchs ist dem Karneval und der Politik gewidmet. Dabei geht es nicht nur um die Haltung der Behörden gegenüber den Ausschweifungen des närrischen Treibens - sie wurden mit wohltätigen Armenabgaben und später mit Vergnügungssteuern abgegolten - sondern vielmehr um die Politisierung in den Karnevalsvereinen bis hin zu ihrer Funktion als „Parteiersatz“ in der Vormärzzeit. Während noch bis Mitte des 19. Jahrhunderts karikaturistische Masken oder

satirische Büttenreden Kritik an Behörden und Staatsgewalt bekundeten, führten Patriotismus und eine nationalistische Haltungen der Vereine nach 1871 zu einer zunehmenden Obrigkeitkonformität.

Die Arbeit von Christina Frohn besticht vor allem durch ihre große Detailgenauigkeit und den ausführlichen wissenschaftlichen Apparat. Die Abbildungen zahlreicher historischer Stiche veranschaulichen und ergänzen das herangezogene schriftliche Quellenmaterial - ein Buch, das auch weit über den Karneval hinaus einen wichtigen Beitrag zur volkskundlichen Festforschung liefert, weil es exemplarisch die komplexe Funktionalität öffentlicher Großveranstaltungen beschreibt, ohne dabei generalisierende Thesen oder gar Gesetzmäßigkeiten abzuleiten versucht.

Doris Tillmann